

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 168 Sommer 2013

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at

ZWISCHEN



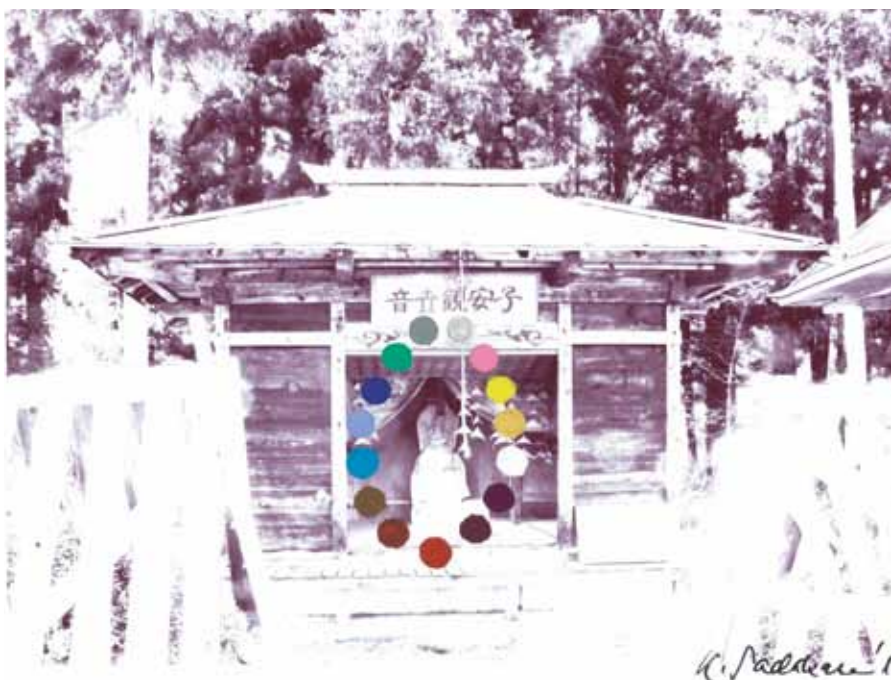


ROSENKRANZ-SONATEN

Hochglänzende, in einem komplizierten Verfahren in Japan hergestellte, bunte Keramikscheiben bildeten das zentrale Werk in der Ausstellung der japanischen Konzept-Künstlerin Keiko Sadakane am Beginn dieses Jahres in der Grazer Galerie Eugen Lendl. Hatte die Grenzgängerin zwischen Europa und Japan 2008 in einer Ausstellung auf einen im Schloss Eggenberg entdeckten japanischen Paravent aus dem 17. Jahrhundert reagiert, so überraschte sie den Galeristen und die AusstellungsbesucherInnen diesmal mit der Beschäftigung mit dem Rosenkranzgebet. Ausgehend von Heinrich Ignaz Franz Bibers berühmten Rosenkranz-Sonaten aus dem 17. Jahrhundert transformierte die tief-gläubige Katholikin den Duktus des Gebetes in eine minimalistisch-reduzierte Farb- und Formenwelt.

Im Interview in diesem Heft gibt sie Einblick in ihren künstlerischen Kosmos.

Keiko Sadakane, Big Rosary, Keramik, 16-teilig, ca. 160x106cm, 2012. Courtesy INAX Museums (LIXIL Group)



Keiko Sadakane, Fukushima-Rosenkranz, Gouache auf Fotografie, 2012. Sammlung der KHG Graz



1969 ertönte sie in der Londoner U-Bahnstation Embankment zum ersten Mal, die inzwischen weltberühmte Ansage mit Kultcharakter: „*Mind the Gap!*“. Der Spruch mit dem Signet der London Tube hat sich inzwischen längst verselbstständigt, findet sich auf T-Shirts, wurde zum Emblem der London Student Feminists oder zum Symbol zur Forderung nach Befreiung von Studiengebühr für Studierende, die ein „gap-year“ – ein Jahr Studienpause – einlegen wollen.

Um die Beachtung und den Mehrwert von Zwischenräumen, Übergängen und Schnittstellen geht es auch in dieser Ausgabe von „Denken+Glauben“. Unmittelbarer Anlass ist die Baustelle „QL“ in der Leechgasse. Der Künstler Ed Gfrerer hat gemeinsam mit Ingo Abeska die Entkernung und den Abbruch von Gebäudeteilen des Afro-Asiatischen Institutes in der Leechgasse zum Anlass genommen, Raumteile und Einrichtungsgegenstände, die zum Abriss und zur Entsorgung freigegeben waren, künstlerisch zu inszenieren und so ihre Geschichte vor dem endgültigen Verschwinden noch einmal an die Oberfläche zu holen. Die labile Eckkonstruktion der legendären Afro-Schnecke als zentralem Kommunikationsort wurde dabei ebenso zu einem seismographisch-suggestivem Bild wie längst nicht mehr verwendete, ineinander geschachtelte Globen (am Cover dieser Ausgabe von D+G). Beim Kehraus-Fest vor Baubeginn entspannen sich vor und in diesen künstlerischen Environments angeregte Gespräche der KHG- und Afro-Community über Generationengrenzen hinweg. Fotos von den Interventionen Ed Gfrerers und Bilder von der Baustelle begleiten die Texte dieses Heftes.

Das neu entstehende „Quartier Leech“ als Standort für Katholische Hochschulgemeinde und Afro-Asiatisches Institut soll nicht nur ein „Ort des interkulturellen und (inter-)religiösen Dialoges“ werden, sondern auch den Spirit bewahren, der die beiden Institutionen schon seit Jahrzehnten prägt, ohne ihn bloß zu konservieren oder einzufrieren. Immer schon ging es hier um Dialog und das kreative Potential von Zwischenräumen, die auch in Zukunft manch angstvollem, zeitgeistigen Gräbenziehen und Mauerbauen entgegengestellt werden sollen.

Da diese Großbaustelle auch große finanzielle Anstrengungen erfordert, darf ich nicht nur auf unsere Sponsoring-Aktivitäten und unser Spendenkonto hinweisen, sondern mich auch jetzt schon bei all jenen bedanken, die uns bereits unterstützt haben. Mehr als 170.000 Euro sind bereits ausschließlich von privaten SpenderInnen auf unserem Konto eingegangen! Damit haben wir bereits einen beträchtlichen Teil der Summe, die wir uns als Eigenleistung an dem Projekt vorgenommen haben, beisammen. Das ist für mich und das Team der KHG sehr berührend und aufbauend, weil es die Wertschätzung unserer Arbeit und die Verbundenheit mit der Hochschulgemeinde und diesem Ort zum Ausdruck bringt! Ein herzliches Vergelt's Gott! dafür.

Danken darf ich auch der Kommentarschreiberin Anita Prettenthaler-Ziegerhofer, die ihre Reihe mit diesem Heft abschließt, ich grüße Harald Koberg als Bildungskarenzvertretung für Chefredakteurin Anna Steiner für diese und die folgende Ausgabe und wünsche eine gute und fruchtbare zweite Sommersemesterhälfte!

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

Spenden zur Finanzierung der Bauarbeiten des Quartier Leech erbitten wir auf das Konto: Katholische Hochschulgemeinde Graz, Stmk. Bank und Sparkassen AG, BLZ 20815, Konto 03300700543, IBAN AT312081503300700543, BIC STSPAT2G, Kennwort: Spende Quartier Leech KHG/AAI 40/440020

zwischen

zwischen (2)

Ein Kommentar von
Anita Prettenthaler-Ziegerhofer

Umbruch/Aufbruch (3)

Von Harry Baloch

Zugang: grau (7)

Von Anna Maria Steiner

Frauen – in kirchlicher Leitung? (10)

Von Judith Hahn

Ökonomie zwischen Gemeinwohl und Wachstumszwang (13)

Von Florian Mittl

Europa im Kopf und Kaukasus im Herzen (16)

Von Martina Maria Linzer

Austrofaschistischer Umbruch und Widerstand 1933/34 (18)

Von Ute Sonnleitner

Zwischentöne: ein künstlerischer Grenzgang zwischen Kulturen (20)

Die Künstlerin Keiko Sadakane im
Gespräch mit Alois Kölbl

Verwirrung und Berechnung: Der Jesuiten-Stil (24)

Von Roman Alex Lemberg

Wir warten (27)

Von Harald Koberg

KHG - AKTUELL (28)

zwischen

Kommentar

Von Anita Prettenthaler-Ziegerhofer

Zwischen, zwischendurch, inzwischen, Zwischenstopp, Zwischenzeit, zwischen den Zeilen lesen, ... die Präposition *zwischen* wird in unserem alltäglichen Sprachgebrauch sehr oft verwendet und teilweise auch, sich der Bedeutung vielleicht nicht mehr so bewusst, weil schon in unserem Sprachgebrauch eingebürgert und vertraut, in der lateinischen Form „inter“ etwa als interdisziplinär, international, interkontinental, internet, intersexuell, et cetera. Laut Duden kennzeichnet *zwischen* das Vorhandensein von Personen oder Gegenständen innerhalb eines durch zwei Begrenzungen markierten Raumes, eine Wechselbeziehung oder eine Beziehung, in die Unterschiedliches zueinander gesetzt wird.

Zwischen bedeutet – sowohl räumlich wie auch zeitlich – da und dort sein, bedeutet vielleicht auch hin- und hergerissen sein. Um diesen Zwischen-Zustand, den „Zwischenstand“, zu verlassen, muss man Entscheidungen treffen: Gehöre ich hier hin oder doch eher da hin. Im Sinne von Entscheidungen-Treffen ist *zwischen* eher ein unbequemes Wort – wer trifft schon gerne Entscheidungen, bedeutet dies doch, sich mit sich und seiner Situation tiefergehend auseinandersetzen zu müssen. Aber unser Alltagsleben ist nun mal von Entscheidungen geprägt, dieses Entscheiden beginnt schon in der Früh, wenn man sich für das richtige Outfit entscheiden muss, setzt sich dann beim Mittagstisch, wo man zwischen Fleisch oder Fisch entscheiden muss, fort und abends in der Frage, was soll ich tun – zu Hause vor dem Fernseher couch potato sein oder lieber mit Freunden „abtanzen“ gehen? Dazwischen liegen die Entscheidungen, die man während der Arbeitszeit treffen muss.

Manches Mal sind diese Entscheidungen leicht zu treffen, manches Mal schwierig, wenn es vor allem darum geht, nicht nur alltägliche Entscheidungen zu treffen, sondern nachhaltige, große, die das routinierte Alltagsleben verändern können: ein Umzug, die Wahl des richtigen Berufs, Scheidung, Entscheidungen gar zwischen Leben und Tod. Es sind eben jene Entscheidungen zwischen ratio und emotio, Vernunft und Gefühl, zwischen Haben und Sein, die Brüche und Umbrüche in unseren Biografien bedeuten. Derartige Entscheidungen erzeugen Unruhe in uns und machen uns ungeduldig, will man doch sogleich erfahren, welche Auswirkungen das Entscheiden zwischen Gegenständen und Menschen hat. *Zwischen* verunsichert, weil man zum Zeitpunkt der Entscheidung noch nicht weiß, ob man richtig entschieden hat. Aber Entscheidungen „zwischen“ erlösen dann, wenn es sich nicht um halbe Lösungen, „Zwischenlösungen“ eben, handelt.

Für diese Momente des Entscheidens fällt mir Rainer Maria Rilke ein, dessen Gedanken ich hier gerne wiedergeben möchte:

„Man muss den Dingen die eigene, stille, ungestörte Entwicklung lassen, die tief von innen kommt und durch nichts gedrängt oder beschleunigt werden kann, alles ist Austragen – und dann Gebären ...“

„Reifen wie ein Baum, der seine Säfte nicht drängt und getrost in den Stürmen des Frühlings steht, ohne Angst, dass dahinter kein Sommer kommen könnte. Er kommt doch!“

„Aber er kommt nur zu den Geduldigen, die da sind, als ob die Ewigkeit vor ihnen läge, so sorglos, still und weit ...“

„Man muss Geduld haben mit dem Ungelösten im Herzen, und versuchen, die Fragen selber lieb zu haben, wie verschlossene Stuben und wie Bücher, die in einer sehr fremden Sprache geschrieben sind. Es handelt sich darum, alles zu leben. Wenn man die Fragen lebt, lebt man vielleicht allmählich, ohne es zu merken, eines fremden Tages in die Antworten hinein.“

Wir müssen akzeptieren und zulassen, dass wir „zwischen“ leben: Zwischen der Geburt und dem Tod, zwischen Aufstehen und zu Bett gehen, ja sogar zwischen Frühling und Winter spielt sich das pralle Er-Leben ab. Unser Leben ist ein Zwischen-Dasein, zwischen Freud und Leid, Höhen und Tiefen oszillierend. Zwischen dem Er-Leben kann uns die Stille der Kirche, das Meditieren, das Gespräch mit Gott dahin führen, den richtigen Weg zu finden. Wir müssen nur die Zeit des „Zwischen-Seins“ zulassen, akzeptieren und dulden, um das Ungelöste im Herzen aufzulösen. Dann werden wir erkennen, dass auch in uns ein unbesiegbarer Sommer wohnt.



Foto © Pichler

Ao.Univ.-Prof.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Anita Prettenthaler-Ziegerhofer, geb. 1965, Rechts- und Zeithistorikerin, Geschichtestudium an der Karl-Franzens-Universität, seit 2003 ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ am *Institut für Österreichische Rechtsgeschichte und Europäische Rechtsentwicklung*. Seit 2009 stellvertretende Institutsvorständin mit den Forschungsschwerpunkten *Europäische Integrationsrechtsgeschichte, Verfassungsrechtsentwicklung, Gender*. Lehrbeauftragte an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz.

Umbruch / Aufbruch

Von der „Leechburg“ zum „Quartier Leech“
Von Harry Baloch



Ed Gfrerer, Ingo Abeska, O.T., 2013. Foto © Oberwalder

Vor wenigen Wochen fuhr ich am Studierendenhaus Leechgasse 24 und am Afro-Asiatischen Institut vorbei. Beide Häuser wirkten nackt: da war der metallene Vorbau verschwunden, dort arbeitete sich ein Presslufthammer durch eine Außenwand ins Freie. Es schien fast, als würden die Gebäude vor dem Abbruch stehen, und es war, als sollte ich jetzt definitiv Abschied nehmen von einem Ort, der mir seit meinem Studienbeginn 1961 geistige Heimat war und an dem ich von 1970 bis 1990 als Bildungsreferent der Katholischen Hochschulgemeinde wirkte. Das private Gefühl der Nostalgie und des Altgewordenseins dauerte jedoch nicht

an, denn zugleich war klar, da würde etwas Neues unternommen, eine Tradition neu belebt, architektonisch und geistig. Und war es nicht immer so?

Der „Urknall“ 1945/46

Das Haus Leechgasse 24 war bis zum II. Weltkrieg eine beschauliche Villa. Im Krieg und danach war jedoch nichts mehr beschaulich. Als fernes Echo aus der Geschichte des Hauses tauchte noch in den 1960er-Jahren unter den Tellern der Mensa einer mit Hakenkreuzemblem auf und es wurde erzählt, dass in der Mensa früher Dutzende Studierende



Ed Grerer, Ingo Abeska, O.T., 2013. Foto © Oberwalder

in Stockbetten gewohnt hatten, darunter heimkehrende Soldaten. Damals genügte es, ein Dach über dem Kopf zu haben und etwas zu essen. Am alten Universitätssportgelände, dort, wo heute das Resowi der Uni steht, wurden Kartoffeln angebaut.

Die Unterbringung war notdürftig, am meisten aber brauchte es seelische und religiöse Stärkung nach der apokalyptischen Erfahrung des Krieges sowie die Vision einer friedlichen politischen Zukunft. Für den christlichen Glauben bedeutete das: intensive Suche nach existenzieller Tiefe, geistige Weite im Studium, ethische Verantwortung, Vorbereitung auf ein Engagement in Gesellschaft und Kirche. So ließe sich kurz die Hintergrundstrahlung benennen, die bis heute von den Gründungsjahren der Katholischen Hochschulgemeinde in der damals so genannten „Leechburg“ her stammt.

Darf's ein bisschen mehr sein?

Meine Generation war Anfang der 1960er-Jahre schon Erbe einer ausgeweiteten und intelligenten Präsenz der Katholischen Hochschulgemeinde im Universitätsmilieu. Die folgende Geschichte möge illustrieren, wie das Leben in der „Leechburg“ ausstrahlte.

Ich wohnte zu Studienbeginn im Studentenheim Carnerigasse 34 der Akademikerhilfe. An Wochenenden, wenn es langweilig war, konnte ich mir bei einem Kollegen, er hieß Herwig Ponstingl, Bücher ausborgen, die er selbst in größerer Zahl aus der Stadtbibliothek und aus der Bibliothek der Hochschulgemeinde entlehnt hatte. Er fragte dann, was man studiere. Ob mich als (damaligen) Mathematik- und Physikstudenten auch Einsteins „Mein Weltbild“ interessiere? Natürlich. So bekam man zu einem Buch, das die Langeweile vertreiben sollte, ein zweites mit, das eine geistige Herausforderung darstellte. Darf's ein bisschen mehr sein?, so wird im guten Handel gefragt. Brachte man die Bücher zurück, so verwickelte er einen in ein Gespräch über die Ansichten Einsteins und erzählte, dass es in der Leechgasse eine Naturwissenschaftlergruppe der Katholischen Hochschuljugend gäbe, die sich wöchentlich zu Diskussionen trafe. So kam ich – bis dahin kirchenfern lebend – in die Leechgasse und wurde Mitglied der Katholischen Hochschuljugend, die sich für mich genau auf diese Weise als offene Kerngruppe der Hochschulgemeinde legitimierte.

Leben und Strahlkraft der „Leechburg“ wurden von engagierten Studierenden wie Ponstingl getragen, primär jedoch von der Persönlichkeit

des Hochschulseelsorgers. Dr. Ludwig Reichenpfer, den Vorgänger Dr. Egon Kapellaris lernte ich noch persönlich kennen. Eine Legende. Reichenpfer, Soldat im Krieg, war religiös in der französischen Theologie und Literatur daheim. Über ihn wurden wir mit Werken von Paul Claudel, Leon Bloy, Charles Peguy, Georges Bernanos oder Henry de Lubac vertraut, Namen und Texte, von denen kaum jemand vorher gehört hatte, jedes Werk eine Herausforderung und Einladung zu christlichem Existenzialismus.

Unvorstellbar für heutige Studierende ist die strenge Lebensweise in jenen Jahren. Wer im Haus Leechgasse 24 wohnte, wurde in der Früh öfter von der Sekretärin der Hochschulgemeinde geweckt, mittags sollte man nach 14 Uhr wieder an der Uni sein oder daheim studieren. An Donnerstagen riefen Trompetentöne zum 7-Uhr-Morgengottesdienst in die Leechkirche. Diskutiert wurde wöchentlich in nach Studienfächern formierten Gruppen, zu einer Bibelstelle und anschließend zu einem Kurzreferat über aktuelle Bücher beziehungsweise Grenzfragen zwischen Wissenschaft und Glauben. Neben den Fachgruppen gab es noch Diözesangruppen, Treffen der Studierenden, die aus den Bundesländern nach Graz gekommen waren. Heutige Studierende sollten nur einmal ihre Eltern und Großeltern fragen, wie es sich „damals“ lebte.

Kultureller Wandel

Die 1960er-Jahre waren auch für die Katholische Hochschulgemeinde eine Zeit tiefgehenden kulturellen Wandels. Allenthalben Umbrüche und Aufbrüche. Die Reformen des II. Vatikanischen Konzils machten es leicht, sich als katholisch zu deklarieren. Zugleich erreichte die Moderne die österreichische Gesellschaft und in besonderer Weise die Universitäten: kritischer Rationalismus, Psychoanalyse, marxistische Sozialkritik, Fortschrittsutopien, Kunst als Provokation, Internationalitätsbewusstsein. Traditionen und Autoritäten wurden wild infrage gestellt, Grobheit in Diskussionen wurde zum Zeichen von Authentizität. Das Leben an den Unis oszillierte zwischen distanzierter intellektueller Reflexion und – mit Blick auf die massiven Studentenbewegungen in ganz Europa und den USA – Protestlust. Für diese Jahre habe ich heute ein Bild: das einer Art ideologischen Geisterbahn, die gleichzeitig erschreckt und fasziniert, in die man mit dem Rock'n Roll der 50-Jahre, den Beatles und den Rolling Stones hineinfährt und schließlich – gedanklich und erotisch ziemlich durcheinandergerüttelt – wieder ans Tageslicht geworfen wird.

In dieser Lage wurde 1964 Dr. Egon Kapellari, nur wenig älter als manche zu lange Studierenden, Grazer Hochschuleseelsorger. Als Freund und sein langjähriger Mitarbeiter bin ich zu befragen, seine bis 1981 währende Ära zu beschreiben, ohne dass daraus ein mythischer Nachruf zu Lebzeiten würde.

Tradition & Moderne

Für die gesamte Kirche vor 50 Jahren war religiös und strukturell lebensnotwendig, Tradition und Moderne zusammenzuführen. Dieses Bemühen schlug sich zeichenhaft in den von Egon Kapellari initiierten Umbauten im Haus Leechgasse 24 sowie im Erweiterungsbau (Strassoldogasse 4-6) für Studentinnen und Studenten nieder. Mit dem Hochschuleseelsorger planten die beiden Tiroler Architekten Peter Thurner und Richard Gratl, schon als sie noch Studenten waren und in der „Leechburg“ wohnten. Moderne, das hieß zu der Zeit für die Architektur: klare Linien, einfache Formen und elementare Materialien, Licht, Sichtbarkeit der Baustruktur, Funktionalität. So entstand aus dem zentralen Stiegenaufgang mit abgewohnter Doppeltreppe ein helles, einladendes Foyer mit umlaufender Galerie. Foyer und Galerie boten ganz neue Möglichkeiten für Ausstellungen, Konzerte, Begegnungen. Weiß gehalten auch die renovierten und adaptierten Räume im ganzen Haus, ausgenommen die nach einem Entwurf von Jörg Mayr und Jorrit Tornquist verspielt-bunt möblierte Cafeteria im Parterre. Kirchliche Tradition des Hauses und Liturgie als Mitte der Gemeinde wurden dadurch unterstrichen, dass die Hauskapelle, bis dahin in einem Zimmer des 2. Stockwerks gelegen, ins Zentrum gebaut wurde. Auch sie modern: Sichtbetonwände, Asphaltboden, Altar aus Metall und Glas, aus Stahl der Tabernakel und das Kreuz, gestaltet von Gerhard Moswitzer, dem heuer verstorbenen, damals noch jungen Künstler aus der Weststeiermark. Von Moswitzer auch die hohe Stahlskulptur „Die drei Grazien“, straßenseitig zwischen das Haus Leechgasse 24 und den schon unter Hochschuleseelsorger Dr. Reichenpfader begonnenen Bau des Afro-Asiatischen Instituts Leechgasse 22 gestellt. Der stählerne Vorbau des Hauses Leechgasse 24 war nicht von Moswitzer und „Zeitzeugen“ wie ich, werden höchstens der ehemals zur Villa gehörigen Terrasse auf antikisierenden Gusseisensäulen nachtrauern.

Das Afro-Asiatische Institut war nicht als Bauwerk, sondern einfach durch seine Existenz Ausdruck einer Öffnung der Kirche und der Universitäten zur „Dritten Welt“. In der Nachbarschaft von Studierenden aus anderen Kontinenten und Religionen

mit der Katholischen Hochschulgemeinde ließ sich stets die „Eine Welt“ mit einer Multikulturalität ohne Clash of Civilizations, aber auch ohne bloß gleichgültige Koexistenz ahnen.

Andere Zeiten

Die Lebenswelt der 1960er- und 70er-Jahre war rasch Vergangenheit. Die Hochschuleseelsorger nach 1981 – Dr. Heinrich Schnuderl, Mag. Edmund Muhrer, Mag. Alois Kölbl – konnten ästhetisch interessante, funktionierende Bauten übernehmen, deren Nüchternheit von nicht wenigen Studierenden aber bereits als fremd wahrgenommen wurde. Aufgabe wurde es nun, neben erforderlichen baulichen Renovierungen die geistige Architektur von Hochschulgemeinde und AAI zu tradieren und zu adaptieren – inmitten zunehmend anonymer und verschulter werdender Universitäten, abnehmender Kirchlichkeit und gesellschaftlicher Solidarität. Der Zukunftsoptimismus, den meine Generation nicht ohne Naivität hatte, schlug um in Zukunftsängste, dem Friedensprojekt Europa droht ein ökonomisches Desaster, dem Klima der Kollaps, der Demokratie die Unterhöhlung durch Populismen und Korruption.

Es muss schwer sein, heute junge Menschen aus der verstehbaren Flucht in bloß eigennützige Karriereplanung oder permanentes Clubbing herauszuholen und sie für nachhaltige intellektuelle, religiöse und soziale Kommunikation zu gewinnen.

Umso mehr freut mich die Parole „Quartier Leech“ und die Vitalität, welche Katholische Hochschulgemeinde und Afro-Asiatisches Institut mit dem Vorhaben bekunden, sich baulich und kulturell stärker zu verflechten. Das flott pariserisch anklingende Unternehmen braucht allen Segen, um ein Segen für die Studierenden der nächsten paar Jahrzehnte werden zu können. Für die vorhergehenden Generationen ist es ein Beweis, sich für etwas dauerhaft Sinnvolles engagiert zu haben.



Dr. theol. Harald (Harry) Baloch, geb. 1943 in Klagenfurt, war von 1970 bis 1990 Bildungsreferent der Katholischen Hochschulgemeinde Graz, von 1990 bis 2006 Berater des Bischofs der Diözese Graz-Seckau für Wissenschaft und Kultur.

© Jungwirth

Zugang: grau

Anfang des Jahres bespielten die beiden Künstler Ed Gfrerer und Ingo Abeska das Grazer Afro-Asiatische Institut. Ihre kurz vor Umbau-Beginn vorgenommene Intervention am Herzstück der Einrichtung steht stellvertretend für beider künstlerischen Zugang: das Verweilen zwischen den Teilen.

Von Anna Maria Steiner



Die Künstler vor einer ihrer Installationen. Foto © cp-pictures

Vier Uhr früh, hell erleuchtet. Für ein Studentenheim ist es keine Seltenheit, wenn um diese Zeit noch Bewohner wach sind. Doch sind es nicht die kleinen Kemenaten der etwa 30 im Afro-Asiatischen Institut Graz untergebrachten Studierenden, die belebt sind. Das die kalte Jänner-Nacht erhellende Licht kommt vielmehr aus einigen Büros und Veranstaltungsräumen des in den 1960er-Jahren errichteten „Afros“. Balkan-Beats, Zigarettenrauch und Bohrmaschinen-Lärm tragen zur Schrägheit der Kulisse bei. Am lautesten zu geht es in einem Raum im Erdgeschoß, dessen Boden und Wände mit Spannteppichen ausgelegt sind. Genau hier fanden seit Bestehen des Hauses Workshops für

Studierende, Empfänge für Fördergeber und Diskussionsveranstaltungen zu gesellschaftspolitischen Themen statt. Zugleich ist die von Insidern und AAI-Sympathisanten liebevoll so genannte „Schnecke“ mehr als nur Kommunikations- und Ausstellungsraum: Den Heimbewohnern bot sie Rückzug, wenn die Welt zu laut wurde und vermittelte in so mancher Stunde jenen Gemeinschaftsgefühl, die in Feierlaune waren.

Als vergangenes Jahr beschlossen wurde, das Afro-Asiatische Institut im Gegensatz zum Nachbarhaus Katholische Hochschulgemeinde baulich stärker vom Umbau zum Quartier Leech



betroffen sein zu lassen, machten sich erste Befürchtungen um die Beibehaltung der Schnecke laut. Viele vom Grundtenor „Die Schnecke darf nicht verschwinden!“ Geleitete sprachen sich für den Verbleib des von Architekten nur als 60er-Jahre-Relikt abgetanen Raumes aus. Sie unterschrieben Rettungslisten und verliehen ihrer Sorge um das Fortbestehen des Amphie-Theaters im Kleinen auch verbal Ausdruck. Die tatsächliche Bedeutung des Ortes erfuhren viele aber erst durch das Tun zweier Künstler.

Weder Contra noch Pro

Anfang des Jahres betraute Evelyn Tschernko, kunstaffine AAI-Bildungsreferentin und Schnecke-Verfechterin der ersten Stunde, die beiden Grazer Künstler Ed Gfrerer und Ingo Abeska mit einer sensiblen Aufgabe: die allerletzte Kunstaktion am Herzstück ihrer Institution vorzunehmen. Drei Wochen Zeit hatte man für die Intervention veranschlagt – im Rahmen des hauseigenen Abschlussfestes am 1. Februar sollte ein veränderter Raum präsentiert werden.

Ob die glückliche Entwicklung auf Evelyns Händchen für die richtigen Akteure oder auf das Einfühlungsvermögen der beiden Künstler zurückzuführen war, sei dahingestellt. Anfang Februar öffentlich zugängliches Faktum war, dass Ed Gfrerer und Ingo Abeska aus der Arena und den sie umgebenden Platz etwas Besonderes gemacht hatten, oder besser, immer wieder machten – denn umgebaut wurde mehr als einmal.

„Geh in eine Landschaft, und du wirst tausend Dinge entdecken.“ Für Ed Gfrerer ist alles, was er in einem Raum vorfindet, von Bedeutung. Wie sein Künstlerkollege Ingo Abeska bemüht auch er sich um einen wertneutralen bis hin zu wertfreien künstlerischen Zugang. „Kurz vorm Sterben, vorm Verschwinden,

besteht noch als große Möglichkeit diejenige, alles in Frage zu stellen.“ Bezogen auf die Schnecke heißt das, einen den Abrissbirnen freigegebenen und damit todgeweihten Raum nicht einfach verkommen zu lassen, sondern „noch einmal zu fragen, was er kann.“ Und tatsächlich: Wer der Schnecke in den letzten Jännerwochen an mehreren Tagen am Stück Besuche abstattete, staunte nicht schlecht über ihre Fähigkeit zur Wandlung. Mal wurden Teile von ihr in andere Möbel wie etwa eine Massageliege umgebaut, mal Räume im Raum errichtet und dann wieder abgetragen. „Wir treffen nicht Pro- und Contra-Entscheidungen“, erklärt Ed seine und Ingos Vorgehensweise. Vielmehr würden beide erst einmal „schauen“. „Es ist im Vorhinein überhaupt nicht klar, was sein wird, wie wir umbauen. Die Formensprache ergibt sich während des Arbeitsprozesses.“ Und dafür braucht es Zeit, Respekt und ein Sich-einlassen-Können. „Etwa, als wir mit den Menschen dort gegessen haben ...“, erinnert sich Ingo und zeigt auf eine umgebaute Ecke des Raumes, die einer Jausenstation ähnelt. Der Gedanke dazu kam beiden, als sie mit Afro-Mitarbeiterinnen zu später Stunde genau dort, in einem Winkel, über das Leben philosophierten. „Diese Ecke hier im Raum ist immer vernachlässigt worden – der Raum hat sich nie um sie gekümmert.“ Aufgewertet wurde sie schließlich durch das Aufstellen eines Bauhütten-ähnlichen Holzverschlags, der allmählich zum Ort für ausgiebige, von Essen und Trinken begleitete Diskussionen mit Vorbeikommenden avancierte.

Das Herz freilegen

Für Ed und Ingo, die beiden Meister des Möglichmachens, ist die „einzig seriöse Option, sich einem Raum zu nähern“ die des „Fragestellens“. Ein behutsamer, künstlerischer Zugang, aber auch ein zeitintensiver, den Ed zu veranschaulichen versucht: „Zuerst



alle: Ed Gfrerer, Ingo Abeska, O.T., 2013. Foto © Oberwalder

begeben wir uns auf einen langen Marsch. Im Afro etwa tauchten immer wieder Landschaftsbegriffe auf. Wir sind das Terrain dort abgegangen, haben es vermessen.“ Dann, nach eingehendem Überlegen und Fragen, endlich die Bauphase. Doch auch sie ist laut Ed Gfrerer genau genommen unwesentlich. „Wenn ich einen Tisch bewege, bewege ich eigentlich einen Gedanken. Es geht nicht um den Tisch, sondern um den Gedanken. Das Bild der Hütte ist im Grunde ein gedankliches.“

„Es ist immer schon etwas da“. Eds und Ingos Philosophie geht jeder künstlerischen Intervention voran – auch dann, wenn es den Raum des Geschehens in absehbarer Zeit nicht mehr geben wird. „Der Patient Schnecke war todgeweiht. Was wir noch haben machen können, war, ihr Potenzial freizulegen. Wie ein Herz, dem man zuschreibt, zu schlagen. Als letzte Option sind auch wir von unseren Herzen abhängig und jede Operation ist ein Risiko.“ Bald schon wurde das geflügelte Wort zum Namen des Kunst-Projekts. Nicht nur die beiden Künstler, sondern alle vom Schnecke-Umbau Wissenden sprachen spätestens beim AAI-Abschlussfest Anfang Februar von der „Operation am offenen Herzen“. Ed und Ingo selbst fassen die Bezeichnung weiter: Die Herzen all jener, die mit der Schnecke eine Verbindung hatten, seien damit ebenso gemeint wie der Geist, der aus dem Raum das gemacht hat, was er war. „Das Herz war und ist nicht in der Schnecke, sondern irgendwo anders“, meint Ed. Und was vielleicht noch wichtiger ist als seine Erkenntnis: Durch den ständigen Transformationsprozess konnten sich die Liebhaberinnen und Liebhaber der Schnecke von ihr verabschieden – ein wichtiger Akt in der Trauerarbeit um den Verlust eines Ortes, der nach seiner Neuerrichtung im Quartier Leech nicht mit dem Urzustand im Afro vergleichbar sein wird. Daneben die Erkenntnis, dass die Kunstintervention selbst – die ständigen Um-, Neu- und

Rückbauten, den Geist des Raumes repräsentierten, der auch beim Umbau selbst noch nachwirkte: „Mir gefiel, dass in diesem Raum der Auflösung ganz andere Dinge möglich waren als in einem geschlossenen.“

Planen, Strategien festlegen und danach arbeiten – das ist es gerade nicht, was sich Ingo Abeska und Ed Gfrerer für die Umsetzung ihrer Kunst vorstellen. Und auch erwarten können man sich nicht, dass jeder mit ihrem Aktionismus etwas anfangen kann. „Die erste Überheblichkeit der Kunst ist, anzunehmen, die Betrachtenden würden nachvollziehen können, was man sich gedacht hat“, schmunzelt Ed. „Unser Zugang war nicht schwarz oder weiß, sondern grau. Das ist nicht immer einfach. Wenn du in einem Grau-Zustand operiert werden willst, riskierst du dein Leben. Grau bedeutet, dass die Mittel, die eingesetzt werden, offen bleiben müssen. Andernfalls würdest du, im Falle einer Operation, zu einem Spezialisten gehen. Wir aber haben den Luxus, mit den Werkzeugen hineinzugehen, die wir vorfinden. Und das wichtigste Werkzeug, das wir haben, ist unter allen die Zurückhaltung.“



Dr.ⁱⁿ Anna Maria Steiner, geb. 1976 in Lienz, ist promovierte Theologin und seit Oktober 2007 Bildungsreferentin und Chefredakteurin von DENKEN+GLAUBEN in der Katholischen Hochschulgemeinde Graz.

Foto © cp-pictures

Frauen – in kirchlicher Leitung?

Möglichkeiten und Chancen aus kirchenrechtlicher Sicht

Zwischen Gestaltungswille und Resignation. Viele nicht geweihte Männer und Frauen innerhalb der Katholischen Kirche sehen sich von Leitungsfunktionen ausgeschlossen. Das Kirchenrecht eröffnet dennoch Möglichkeiten.

Von Judith Hahn

Mehr Verantwortung für Laiinnen und Laien in der Kirche, eine breitere Beteiligung Nichtgeweihter an kirchlichen Leitungsvollzügen – diese Forderungen begleiten aktuelle Entwicklungen in der katholischen Kirche. In diesem Transformationsprozess gilt es, bereits heute bestehende Möglichkeiten zu erkennen und konsequent zu nutzen. Denn das geltende Recht der Kirche eröffnet einen Raum für die Mitwirkung von Laiinnen und Laien im kirchlichen Leitungsdienst, der sich – stärker als bisher – mit Leben füllen lässt.

Dienst und Amt in der Kirche

Einige wenige grundlegende Bemerkungen zum kirchlichen Dienst- und Ämterverständnis: In der Kirche gibt es viele Ämter und Aufgaben. Sie alle dienen einem geistlichen Zweck. Sie sind an Christus rückgebunden und repräsentieren die Teilhabe aller Getauften am dreifachen Amt Christi. Christus tritt *prophetisch* auf: Er verkündet das Wort Gottes mit Vollmacht und Weisheit. Christus ist *Priester*: Er heilt Kranke, vergibt die Schuld, wirkt als Opfer, das die Welt erlöst. Die Sakramente, die die Kirche feiert, gehen auf seine Einsetzung zurück. Und Christus ist *König*: Er lenkt, leitet und führt seine Kirche. Diese drei Ämter Christi gehen auf die Kirche über und werden in ihr weiter tradiert. Christi Prophetentum drückt sich in der Kompetenz der Kirche aus, das *Wort Gottes* weiterzugeben, die frohe Botschaft zu verkündigen. Christi Priestertum ist in der Kirche präsent als Ermächtigung zur *Feier des Glaubens und der Sakramente*. Christi Königtum schließlich findet sich in den Aufgaben wieder, die der Leitung und Lenkung der Kirche in ihrer irdischen Gestalt dienen. Die Aufgabenbereiche der Wortverkündigung, gottesdienstlichen

Feier und Sakramentspendung sowie Kirchenleitung als die drei zentralen Aspekte kirchlicher Sendung erschließen sich vor diesem Hintergrund in ihrer theologischen Herleitung und Deutung.

An diesen drei Aufgaben haben alle Getauften Anteil. Sie sind nicht exklusiv den Amtspriestern überantwortet, sondern dem gesamten Volk Gottes aufgrund seines gemeinsamen Priestertums aufgegeben. Das bedeutet allerdings nicht, dass alle Gläubigen für *alle* kirchlichen Dienste und Ämter gleichermaßen infrage kommen. Nicht jede beziehungsweise jeder Getaufte ist gleich talentiert. Vielmehr gibt es in der Kirche sehr unterschiedliche Begabungen – *Charismen*, die jede Christin und jeder Christ „gemäß [ihrer bzw.] seiner je eigenen Stellung“ (c.204 §1) zur Verfolgung der kirchlichen Sendung einsetzen soll (vgl. die paulinische Charismenlehre: 1 Kor 12,4-11). Neben dieser Differenz, die sich aus den unterschiedlichen Begabungen von Menschen ergibt, kennt die Lehre und das Recht der Kirche ein weiteres grundlegendes Unterscheidungskriterium: die Unterteilung des Volk Gottes in geweihte und nichtgeweihte Kirchenglieder (vgl. c.207 §1). Mit dieser Scheidung werden Konsequenzen für die Vollmachtsfrage in der Kirche verbunden: Während alle Christinnen und Christen aufgrund ihrer Taufe am dreifachen Amt Christi teilhaben, kommt denjenigen, die die Bischofsweihe beziehungsweise Priesterweihe empfangen haben, darüber hinaus die Kompetenz zu, „in der Person Christi des Hauptes“ (*in persona Christi Capitis*) zu handeln (vgl. c.1009 §3). Das befähigt sie, Akte zu setzen, die Geweihten vorbehalten sind, zum Beispiel die den Priestern zu Spendung vorbehaltenen Sakramente zu feiern. Den rechtlichen Grund dieser Kompetenz, der mit der



Ehemalige Stockwerksküche im KHG-Heim. Foto © Pinaeva

Priesterweihe übertragen wird, nennt man Weihegewalt. Neben der Weihegewalt wird mit der Weihe die Fähigkeit verliehen, Leitungsgewalt innezuhaben – die Vollmacht, gesetzgebende, ausführende und rechtsprechende Akte in der Kirche zu setzen. Im Unterschied zur Weihegewalt wird mit dem Akt der Weihe nicht selber Leitungsgewalt übertragen, sondern nur der Geweihte zu einer Person, die befähigt ist, Leitungsgewalt zu übernehmen (vgl. c. 129 §1). Die Weihe bildet die Voraussetzung, damit eine Person mit Leitungsgewalt ausgestattet werden kann. Das schlägt sich unmittelbar im kirchlichen Ämterrecht nieder. Hier heißt es in Konsequenz: „Allein Kleriker können Ämter erhalten, zu deren Ausübung Weihegewalt oder kirchliche Leitungsgewalt erforderlich ist.“ (c. 274 §1). Ein Kirchenamt – ein auf Dauer eingerichteter kirchlicher Dienst (vgl. c. 145 §1) – kann also grundsätzlich allen Getauften übertragen werden. Ist jedoch zur Ausübung eines Amtes Weihegewalt oder Leitungsgewalt erforderlich, kann dieses Amt nur von

einem Kleriker ausgefüllt werden. Ein Amt, das die Geweihten vorbehaltene Sakramentenspendung einschließt – wie zum Beispiel das Amt des Pfarrers – ist daher ebenso nur einem Geweihten übertragbar wie ein Amt, dessen Inhaber gesetzgebend tätig wird (wie ein Diözesanbischof), für die kirchliche Verwaltung in einem Bistum verantwortlich zeichnet (wie ein Generalvikar) oder die kirchliche Rechtsprechung in einem Bistum verantwortet (wie ein Gerichtsvikar [„Offizial“]).

Beteiligungsmöglichkeiten

Doch sind Laiinnen und Laien in den genannten kirchlichen Arbeitsbereichen nicht ausgeschlossen. So lässt sich Seelsorge und Gemeindepastoral ohne Mitwirkung der Laiinnen und Laien in vielen Ländern der Welt kaum vorstellen. Ebenso wenig kann hierzulande ein Generalvikar die kirchliche Verwaltung in einem Bistum erledigen, ohne auf die Unterstützung fachkundiger Laiinnen und Laien



Zwischen den Stockwerken im Dach-Ausbau des KHG-Heimes von Richard Gratl, Strassoldogasse 6. Foto © Kölbl

zurückzugreifen. Sie wirken in der Kirchenleitung mit – und das ist im Recht der Kirche auch explizit als Möglichkeit vorgesehen (vgl. c. 129 § 2). In diesem Sinne können Laiinnen und Laien alle Ämter und Aufgaben übernehmen, zu deren Ausübung man weder unmittelbar auf Weihe- noch auf Leitungsgewalt zurückgreifen muss. Sie können in der Seelsorge, in kirchlicher Judikative, Exekutive und Legislative tätig werden, solange sie nicht selbst zu ihrer Tätigkeit der Weihegewalt oder Leitungsgewalt bedürfen. Ihre Tätigkeit bleibt auf die Tätigkeit eines geweihten Amtsinhabers hingeeordnet, der selber Weihegewalt oder Leitungsgewalt innehat.

Doch kennt das Recht der Kirche diesbezüglich Aufbrüche: So hat der Gesetzgeber in der Reform des *Codex Iuris Canonici*, des universalen kirchlichen Gesetzbuchs, im Jahr 1983 das differenzierte Kompetenzsystem an Einzelstellen zugunsten einer breiteren Einbindung von Laiinnen und Laien in kirchlichen Leitungsvollzügen durchbrochen. Ein Beispiel: Gemäß kirchlichem Recht ernennt ein Diözesanbischof neben dem Gerichtsvikar („Offizial“) weitere Kleriker zu Diözesanrichtern (vgl. c. 1421 § 1), um das Diözesangericht personell zu besetzen. Diese Einschränkung auf Kleriker ist im Hinblick auf die kirchliche Gewaltenlehre konsequent, weil die kirchlichen Richter judikative Entscheidungen treffen und hierin Rechtsprechungsgewalt ausüben. Seit der Codexreform kann eine Bischofskonferenz jedoch erlauben, dass Laiinnen und Laien zu Richterinnen und Richtern ernannt werden (vgl. c. 1421 § 2). Eine solche Erlaubnis hat

sowohl die Österreichische als auch die Deutsche Bischofskonferenz erteilt (vgl. ÖBK, Dekret über Laienrichter, in: Amtsblatt der ÖBK 1984, Nr. 1, 7; DBK, Partikularnorm Nr. 20, in: Kirchl. Amtsblatt der Diözese Rottenburg-Stuttgart 1995, 614). Es gibt heute in beiden Ländern Frauen (und nichtgeweihte Männer) im richterlichen Amt, die gemeinsam mit Klerikern Recht sprechen – und hierbei kirchliche Leitungsgewalt einsetzen.

Geht man mal davon aus, dass diese Regelung nicht versehentlich in das kirchliche Gesetzbuch geriet, kann man sie als Hinweis deuten, dass der Gesetzgeber eine breitere Einbindung nichtgeweihter Frauen und Männer in kirchlichen Vollzügen im Blick hat. Ein Umbruch, der den Aufbruch von Laiinnen und Laien ermöglicht: in Dienste und Ämter verantwortlicher Teilhabe an der Leitung der Kirche.

Weiterführende Literatur:

Demel, Sabine, Handbuch Kirchenrecht. Grundbegriffe für Studium und Praxis, Freiburg 2010, Art. „Amt“, 47-50, und „Amt der Leitung“, 51-54.

Lüdecke, Norbert/Bier, Georg, Das römisch-katholische Kirchenrecht. Eine Einführung, Stuttgart 2012, Kapitel „Die Helfer“, 97-112.



© KK

Jun.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ theol. Judith Hahn, Lic. iur. can., geb. 1978 in Offenbach, Studium der *Katholischen Theologie* in Frankfurt und London, Studium des kanonischen Rechts und Promotion in Münster, seit 2010 Juniorprofessorin für das Fach Kirchenrecht, *Katholisch-Theologische Fakultät*, Ruhr-Universität Bochum.

Ökonomie zwischen Gemeinwohl und Wachstumszwang

Alternative Wirtschaftsmodelle sind möglich und notwendig

Schon 1928 lässt Bertolt Brecht Mackie Messer in seiner berühmten Dreigroschenoper sagen: „Was ist ein Dietrich gegen eine Aktie? Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?“ Nach dieser Erkenntnis erwägt der Anführer einer Bande von Straßenräubern und Dieben konsequenterweise den Wechsel in das legale Räubertum: das Bankgeschäft.

Von Florian Mittl

Die unheilige Verbindung von Wirtschaft und Verbrechen scheint archaische Wurzeln zu haben: Der griechische/römische Gott Hermes/Merkur ist nicht nur Götterbote und Patron der Wissenschaften, sondern zählt zu seinen Schützlingen auch Händler, Reisende, Magier und ... Diebe.

Geld als Versprechen

Die Ablösung des Tauschhandels und Warengelds durch Münzen und schließlich Wechsel ist eindeutig als Fortschritt zu werten. Geld bringt Flexibilität und ermöglicht dezentrale, spezialisierte Wirtschaftsprozesse, die unseren Wohlstand begründen. Allerdings birgt die Banknote als Zahlungsverprechen auch enorme Risiken, vor allem in einem auf dem Zinseszins¹ basierenden System. Aus Geld wird schnell Schuldgeld; neues Geld wird „erzeugt“, indem sich Personen verschulden. Weil Kreditnehmer mehr Geld zurückzahlen müssen, als Banken tatsächlich an Geld zur Verfügung haben, werden Real- und Finanzwirtschaft zusehends entkoppelt. Die somit in Gang gesetzte Schuldenspirale verlangt *ständiges Wirtschaftswachstum* und verstärkt systembedingt die Kluft zwischen Arm und Reich.

Systemkrise

Die aktuelle, 2007 mit verheerender Macht ausgebrochene Weltwirtschaftskrise ist noch lange nicht überwunden. Auch wenn viele Ökonomen weiterhin am gebetsmühlenartig vorgetragenen Diktum von der Selbstregulierung des Marktes festhalten, wird dieses immer deutlicher als reines Wunschdenken entlarvt. Vielmehr scheint die Summe aller Schulden beziehungsweise Guthaben nur noch durch unkontrollierte Ausgleichsereignisse wie Finanz- oder

Wirtschaftskrisen, Hyperinflation, Währungsreform oder Krieg abgebaut werden zu können. Die Ursachen der Krise liegen neben der Entkoppelung von Finanz- und Realwirtschaft in der fortschreitenden Liberalisierung und Deregulierung der Märkte, einer einst fahrlässigen Kreditvergabe, die in geplatzten Immobilienblasen resultiert hat, sowie dem neoliberalistischen Instrumentarium an Spekulationen, Derivaten, feindlichen Übernahmen und Hedgefonds.

Paradigmenwechsel

Will man sich nicht daran gewöhnen, dass spätestens alle sechzig Jahre das Finanzsystem zusammenbricht, muss neben dem Produktions- auch das *Verteilungsproblem* gelöst werden.

Entscheidend ist es, den eigentlichen Zweck von Wirtschaft zu überdenken; die wirtschaftliche/wissenschaftliche Frage muss wieder zu einer moralischen werden. Adam Smith, John Stuart Mill und David Hume waren Moralphilosophen, Thomas Malthus anglikanischer Geistlicher. In Antike und Mittelalter gehörten ökonomische Fragen ohnehin zum Tagesgeschäft von Philosophen und Theologen.

Unser derzeitiges ökonomisches Tun ist jedoch von einem verheerenden Wachstumszwang bestimmt, der als *conditio sine qua non* jeglichen wirtschaftlichen Tuns verkündet wird. Bedarfsdeckung ist zugunsten von Bedarfsweckung in den Hintergrund getreten. Die Wachstumsgrenzen sind aber irgendwann erreicht und ein Zuwachs des BIP geht meist mit einem Zuwachs des Staatsdefizits einher – Stabilität wird gegen Wachstum getauscht. Heute müssten wir wieder den umgekehrten Weg gehen, das heißt die wirtschaftliche Erfolgsmessung nicht von



Flüchtendes Mobiliar. Foto © Pinaeva



AAI-Durchbrüche. Foto © Kölbl

monetären Indikatoren abhängig machen, sondern Wachstum zugunsten von Stabilität eindämmen. Im Buch *Genesis*, einem der ältesten Gründungstexte der Menschheit, finden wir ein geglücktes Beispiel solchen Tuns: Josef deutet den Traum des Pharaos von sieben fetten und sieben mageren Kühen richtig und empfiehlt, während der sieben Jahre Fruchtbarkeit Reserven anzulegen, von denen in der darauffolgenden Dürrezeit ganz Ägypten sowie die umliegenden Völker zehren. Die *Josefsregel* gilt als einer der ersten historisch aufgezeichneten Konjunkturzyklen, dessen Lehre sehr einfach ist: Zufriedenheit mit dem Vorhandenen fördern und Wachstum zeitweise künstlich drosseln, um mittels Überschüssen Schulden zu reduzieren und sich auf die nächste Krise vorbereiten zu können.

Im deutschen Grundgesetz (Art. 14, Abs. 2) heißt es: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.“ Noch deutlicher ist die Bayerische Verfassung (Art. 151, Abs. 1): „Die gesamte wirtschaftliche Tätigkeit dient dem Gemeinwohl, insbesondere der Gewährleistung eines menschenwürdigen Daseins für alle und der allmählichen Erhöhung der Lebenshaltung aller Volksschichten.“ In den fundierenden Rechtsdokumenten anderer westlicher Demokratien

finden sich ähnliche Formulierungen. Warum vertauscht nun die Wachstumsökonomie bewusst Mittel (Geld) und Zweck (Gemeinwohl), wenn es doch einen klaren Auftrag in einer – demokratisch legitimierten – Verfassung gibt?

Gemeinwohl-Ökonomie

Eine Möglichkeit alternativer Gestaltung bietet die *Gemeinwohl-Ökonomie*.² Sie geht von der Annahme aus, dass sich unternehmerischer Erfolg nicht nur am Profit, sondern am Nutzen für die Gesellschaft messen lässt. Tendenziell handelt es sich um eine Form der Marktwirtschaft, die es sich zum Ziel gesetzt hat, Gewinnstreben und Konkurrenz durch Gemeinwohlstreben und Kooperation zu ersetzen. Die einzelnen Inhalte dieser *Postwachstumsökonomie* sollen in einem demokratischen Prozess ermittelt werden. Das BIP (Makroebene) wird vom Gemeinwohl-Produkt, der Finanzgewinn (Mikroebene) von der Gemeinwohl-Bilanz abgelöst. Der wirtschaftliche Methodenfehler muss korrigiert werden: Anstatt die Mittel (Tauschwerte) zu messen, muss es um das Ziel (Nutzwerte, d.h. Grundbedürfnisse, Lebensqualitätsfaktoren, Gemeinschaftswerte, Nachhaltigkeit) gehen. Unternehmen mit guten Gemeinwohl-Bilanzen sollen rechtliche Vorteile wie niedrigere Steuern, günstigere

Kredite, geringere Zölle, Vorrang bei Forschungsprogrammen et cetera erhalten. Ethische, ökologische und regionale Produkte und Dienstleistungen sollen längerfristig sogar billiger als der Rest werden, sodass es sich Unternehmen nicht mehr leisten können, auf diese Standards zu verzichten. Da Gewinn nur noch Mittel, aber kein Ziel mehr ist, können Unternehmen ihre optimale Größe unabhängig vom derzeitigen Konkurrenzdruck anstreben und solidarisch mit anderen Unternehmen zusammenarbeiten. Die Gemeinwohl-Ökonomie setzt nicht auf extrinsische (Druck, Angst), sondern auf intrinsische Motivation und versteht sich nicht als abgeschlossenes System.

Die Kernfunktionen der Finanzmärkte sollen in Zukunft von einer *Demokratischen Bank* erfüllt werden, die dem demokratischen Souverän und nicht der Regierung untersteht. Zu ihren Leistungen gehören ökosoziale Kredite und Rücklagen, Transparenz, eine über der gesetzlichen Verordnung liegende Eigenkapitalquote sowie geringes Risiko.

Auf regionaler Ebene sollen *Komplementärwährungen* die nationale Währung ergänzen, für den internationalen Wirtschaftsaustausch ist eine globale Währungs Kooperation nach dem Vorschlag von John Maynard Keynes angedacht, welche der Dollarhegemonie ein Ende setzt.

Gekoppelt an die Regionalgelder können auch *Talente-tauschkreise* eingeführt werden, die über das „Kapital Zeit“ funktionieren und sowohl mit Waren als auch Dienstleistungen handeln.

Conclusio

Die Gemeinwohlökonomie könnte eine Antwort auf die systemisch unterstützte Unzufriedenheit sein, die Geld zum Zweck macht und einen Teufelskreis von ständigem Wachstum und neuer Schuldenlast nach sich zieht. Die einzelnen Inhalte dieses alternativen Modells müssen in Prozessen direkter und partizipativer Demokratie, wie etwa in Form von Wirtschaftskonventen, ermittelt werden. Der notwendige Paradigmenwechsel ist nur über kleine Schritte möglich.

¹ Vgl. das berühmte, auf den englischen Moralphilosophen, Geistlichen und Ökonomen Richard Price zurückgehende Gedankenexperiment vom *Josefspfennig*: Hätte Josef vor zweitausend Jahren für seinen Sohn Jesus einen Cent auf einem Spargbuch mit einer Verzinsung von 5% angelegt und hätte eine Person die Zinsen stets abgeholt (lineares Wachstum), befände sich heute ein Euro auf dem Konto. Bei einer Veranlagung mit Zinseszins jedoch entspräche die Summe heute einem Gegenwert von 295 Milliarden Weltkugeln aus purem Gold. Vgl. Müller, Dirk: *Cashkurs*, in: [http://www.cashkurs.com/Detailansicht.80.0.html?&cHash=06e6b14a93&tx_t3blog_pi1\[daxBlogList\]\[showUid\]=11559](http://www.cashkurs.com/Detailansicht.80.0.html?&cHash=06e6b14a93&tx_t3blog_pi1[daxBlogList][showUid]=11559).

² Vorreiter sind Christian Felber bzw. Attac. Mit Stand von Mitte 2012 unterstützen bereits über 800 Unternehmen aus 15 Staaten die Gesamtinitiative, vgl. <http://www.gemeinwohl-oekonomie.org/uber-uns/gwo-in-3-min/> [abgerufen am 23.11.2012].



Durchblick im Café Global. Foto © Kölbl



© KK

Dr. Florian Mittl,
geb. 1981 in Graz. Lehramtsstudium Katholische Theologie und Romanistik in Graz und an der *Sorbonne Nouvelle* in Paris. 2008 – 2010 Stipendiat des JungforscherInnenfonds. 2008/2009 Forschungsaufenthalt am *Institut Catholique* in Paris. Seit 2010 an Grazer Schulen sowie in der Erwachsenenbildung tätig.

Europa im Kopf und Kaukasus im Herzen

Töchter der Revolution zwischen zwei Welten

Vier Teilnehmerinnen an einem Mariazeller Projekt aus Georgien und Aserbaidschan sprechen über ihre Heimat, das Leben dazwischen und darüber, warum viele Dinge nicht so sind, wie sie scheinen.

Von Martina Maria Linzer



Der Eingang im Abbruch Foto ©Kozman

Dreißig Studierende aus sechs verschiedenen Ländern haben sich für eine Woche im März in Mariazell im Rahmen des EU-Programmes „Jugend in Aktion“ zusammengefunden, um sich gemeinsam Perspektiven für eine gerechtere Arbeitswelt zu überlegen. Die Teilnehmer im Alter zwischen 18 und 28 Jahren stammten aus Georgien, Aserbaidschan, Litauen, Serbien, Spanien und Österreich. In vielseitigen Workshops setzten sich die kreativen Köpfe mit den Werten der Europäischen Union auseinander, bauten Brücken zwischen Ost und West und kreierten ganz nebenbei ihre eigenen Traumjobs, indem sie selbst Business-Ideen erarbeiten. Bei vielen persönlichen Gesprächen kam es zu einem regen, kulturellen Austausch und somit wurde auch für uns „Zentraleuropäer“ die Situation von jungen Menschen aus der Kaukasusregion eher begreifbar. Wir gewannen spannende Einblicke in deren Leben in Transformation zwischen Tradition und Moderne, zwischen Träumen von Freiheit und familiärem Pflichtbewusstsein, zwischen Krieg und Frieden.

Georgien

Tamuna und Ia, 22-jährige Soziologie-Studentinnen aus Tiflis: Es ist eine Zeit der Transformation in Georgien, eine Transformation des postsowjetischen/kaukasischen Lebensstils hin zum westlichen beziehungsweise europäischen Lebensstil. Im Gegensatz zur älteren Generation, die sich bemüht, an den Traditionen festzuhalten, befinden sich die Jungen gerade mitten im Wechsel. Ihnen gefällt der westliche Lebensstil und sie nehmen ihn auch an, aber zur selben Zeit ist es – beispielsweise in Fragen der Emanzipation und Sexualität – sehr schwierig, sich gegen die ältere Generation zu behaupten.

Der moderne unabhängige Staat wurde vor nicht allzu langer Zeit etabliert, doch die Wertvorstellungen seiner Bürger wurden über Jahrhunderte geformt. Das Land wurde auf dem Fundament des orthodoxen Christentums gegründet, welches asiatische

Aserbaidshon

Narmin Ismailova und Gonca Bayram, 21-jährige Anglistik-Studentinnen aus Nakhichevan: Aserbaidshon ist ein Knotenpunkt zwischen Europa und Zentralasien, im Norden liegt die Grenze zu Russland, im Osten liegt das Kaspische Meer, im Süden der Iran, im Westen Armenien und im Nordwesten liegt Georgien. Aserbaidshon teilt sich auch eine kurze Grenze mit der Türkei durch die autonome Enklave von Nakhichevan, welche vom restlichen Teil von Aserbaidshon durch armenisches Land getrennt ist. Im Oktober 1991 wurde Aserbaidshon seine Unabhängigkeit wiedergegeben. Die ersten Jahre der Republik waren erschüttert durch den politischen Umbruch, den Niedergang der Wirtschaft und einen Krieg mit Armenien. Wie in allen postsowjetischen Übergangsgesellschaften musste sich auch die Jugend in Aserbaidshon mit vielen Problemen auseinandersetzen; einige davon wurden bereits erfolgreich bewältigt. Eines der Hauptprobleme der Jugendlichen ist die Arbeitslosigkeit. Den Hauptteil der Arbeitssuchenden bilden Frauen und Jugendliche. Die Arbeitslosenrate liegt bei etwa 53 Prozent. Für viele Frauen ist der erste Ausweg aus der Arbeitslosigkeit noch immer die Ehe. Das höchste Ziel der jungen Generationen ist es also, Arbeit zu finden, ein stabiles Einkommen zu haben und eine Lösung für die oft problematische Wohnsituation zu finden.

Dazu kommt der immer fortwährende Konflikt mit Armenien – ja, wir haben viele Probleme. Wir leiden unter der Blockade von Nakhichevan, da es uns oft nicht möglich ist, in unsere Hauptstadt Baku zu reisen und wenn, dann ist es sehr teuer. Wir haben über eine Million Flüchtlinge. Die Zustände ihrer Unterkünfte und der Bildungsstandard sind keineswegs zufriedenstellend. Die jungen Leute möchten sich in der Welt integrieren und wollen daher auch einen dementsprechenden Bildungsstandard erreichen, um später im Ausland studieren oder arbeiten zu können. Die häufigsten Barrieren um das zu erreichen, sind die fehlende Information und Netzwerke sowie die mangelnde Erlaubnis seitens der Familien. Programme wie „Youth in Action“ können dazu einen sehr positiven Teil beitragen. Richtig angewandt ist es dadurch möglich, seinen Horizont zu erweitern, andere Kulturen kennenzulernen und es ermutigt dazu, sich selbst neue Projekte auszudenken und in der Zukunft umzusetzen.

und europäische Elemente zusammenführt. Die größten Probleme sind die Arbeitslosigkeit und die Unsicherheit im sozialen Versorgungssystem. Etwa 80 Prozent der jungen Leute haben keinen bezahlten Job und es besteht keine soziale Unterstützung für Jungfamilien. Beinahe 90 Prozent der Jugendlichen beginnen nach dem Schulabschluss eine Ausbildung an der Universität, um später eine Arbeit bekommen zu können. Doch können sich die Familien die Studiengebühren oft schwer bis gar nicht leisten und so müssen viele das Studium wieder abbrechen.

Ein weiteres zu bewältigendes Problem sind die Verletzungen der Rechte von Kindern und Jugendlichen. Als Folge der bewaffneten Konflikte in Abkhazien und Süd Ossetien kam es zu einer Schwächung der Wirtschaft und beide Gebiete sind für Georgien praktisch verloren. Hinsichtlich des Konfliktes nach dem Krieg im August 2008 haben die Aggressionen gegenüber Russland massiv zugenommen. Die Aggressionen richten sich gegen die russische Regierung. Man könnte sagen, dass Putin und Medvedev die meistgehassten Menschen in Georgien sind. Es muss erwähnt werden, dass es damals zu groben Verletzungen der Grundrechte der georgischen Bevölkerung gekommen ist. Sie wurden ihrer Rechte sich frei zu bewegen und etwas zu besitzen beraubt und laut den Aufzeichnungen aus besetzten Gebieten im Jahre 2010 sind fast 150.000 junge Menschen unter 30 Jahren „verschwunden“.

Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion kam es aufgrund der niederschmetternden politischen und wirtschaftlichen Lage unter anderem zu einem Migrationsproblem und viele junge Leute wollten das Land verlassen. Trotzdem sind nur 19 Prozent aller Jugendlichen jemals im Ausland gewesen. Dieser geringe prozentuelle Anteil ist unter anderem auf die strengen Visumsbestimmungen mit der EU zurückzuführen.

Es gibt also immer noch viele Probleme, aber es wird stetig besser. Die Studierenden sind aktiver geworden. Wenn sie ein Problem erkennen, versuchen sie darauf zu reagieren. Sie haben damit begonnen, ihren Ideen und Meinungen Ausdruck zu verleihen. So gab es beispielsweise einen großen Protest der Studenten gegen Misshandlungen und Folter in Gefängnissen.

Besonders zu kämpfen haben die Frauen. Bei gleichen Voraussetzungen werden im Beruf stets die Männer bevorzugt. Und eine Studie über Abtreibungen zeigte, dass bei männlichen Babies weniger Abtreibungen durchgeführt wurden. Die Abtreibungsrate von weiblichen Babies ist weit höher. Frauen werden aber stetig selbstbewusster und aktiver. Sie haben gelernt für ihre Rechte einzustehen, sie werden ehrgeiziger und viele junge Frauen träumen nicht nur mehr davon, zu heiraten und eine gute Mutter zu sein. Wir hoffen, dass sich die Gesellschaft weiter ändert und mehr Räume für Gleichheit geschaffen werden.



Mag.ª Martina Linzer, geb. 1985 in Friesach/Kärnten, Studium der Rechtswissenschaften und der Romanistik in Graz. 2006 Forschungsaufenthalte in Mexiko, Guatemala, Honduras und El Salvador, 2007 Fußball-EM-Botschafterin für Kärnten, seit 2009 Unternehmerin.

Foto © Stermitz

Austrofaschistischer Umbruch und Widerstand 1933/34

am Beispiel der Steiermark

Am 4. März 1933 legten die drei Präsidenten des Nationalrates ihr Amt nieder, die laufende Parlamentssitzung wurde ohne formelle Schließung beendet. Während die Regierung unter Bundeskanzler Dollfuß bestehen blieb, wurden die Abgeordneten an einem neuerlichen Zusammentreten im Parlament gehindert. Nach der Ausschaltung des Obersten Gerichtshofs wurden die Parteien aufgelöst und der Versuch unternommen, diese durch eine Einheitspartei, die „Vaterländische Front“, zu ersetzen. In Österreich hatte die Demokratie der Ersten Republik aufgehört zu bestehen.

Von Ute Sonnleitner

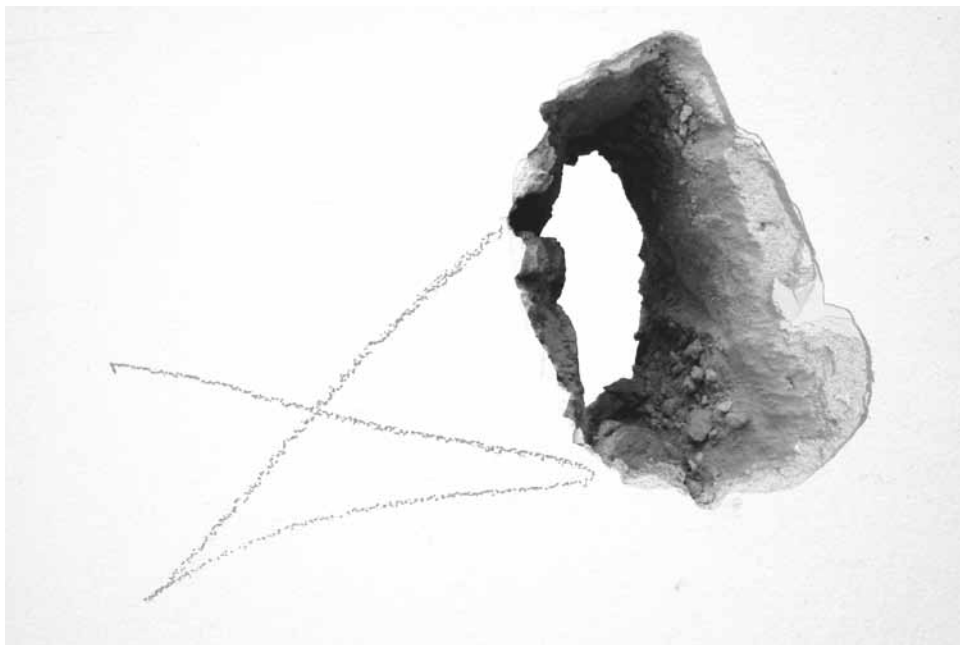


Foto © Pinaeva

Ohne Zweifel ist das austrofaschistische Regime – sowohl was die Art der Machtübernahme als auch die Form der Herrschaftsausübung betrifft – als Unrechtsstaat zu bezeichnen. Jegliche Opposition sollte an der Betätigung gehindert werden, wofür spezifische Unterdrückungsmaßnahmen etabliert wurden. Versuchte Einflussnahmen des austrofaschistischen „Ständestaates“ wurden auch in gesellschaftspolitischen Belangen und religiösen Fragen unternommen. Als eine Reaktion begann sich der linke Widerstand gegen den Austrofaschismus zu formieren. Getragen durch eine junge Generation von ArbeiterInnen, versuchten die in die Illegalität gedrängten Widerstandsgruppen aktiv gegen das Regime anzukämpfen, für ihre Überzeugung einzustehen. Widerständiges Verhalten, das vom Staat mit Sanktionen

bedroht wurde, war in erster Linie dem Bereich des Politischen zuzurechnen, dazu zählte die Organisation von Protestaktionen, die Herstellung und Verbreitung von Propagandamaterial sowie das Sammeln von Spendengeldern.

Die Auseinandersetzungen, die zwischen dem „Ständestaat“ und der linken Opposition ausgetragen wurden, waren auf Differenzen zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten zurückzuführen, die eine lange Tradition aufwiesen. Die Konfliktlinien, ursächlich bestimmt durch weltanschauliche Gegensätze, zogen sich durch die gesamte Erste Republik. Die Lagerbildung, die stets als signifikantestes Merkmal der österreichischen Zwischenkriegsgeschichte angeführt wird, war insbesondere in der Steiermark dominant.

Widerstandsbasis

Das Bundesland Steiermark wies eine tiefe ideologische Spaltung auf. Die Grundlagen des Widerstands wurden während dieser Jahre geschaffen, wobei die Sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAPÖ) als nahezu alleinige Vertreterin der „Linken“ eine herausragende Position einnahm. Gegen- beziehungsweise Parallelwelten der „Arbeiterkultur“ entstanden und entwickelten sich zu einer entscheidenden Basis der Widerstandsbewegung. Tatsächlich war nahezu jeder/jede Widerständige in Zeiten der Legalität in einem der Vereine der Arbeiterbewegung organisiert gewesen.

Als Zentren der sozialdemokratischen Organisationsstrukturen sind in der Steiermark jene Orte anzuführen, die – in welcher Form auch immer – industriell geprägt waren. In dem Bundesland, das zum überwiegenden Teil durch den agrarischen Sektor bestimmt wurde, lagen die Orte, in denen Metallverarbeitung stattfand, Bergbau betrieben wurde oder Fabriken bestanden wie „rote Inseln in einem ideologischen schwarz-braunen Meer“. Die Industriezonen als Zentren der ArbeiterInnenschaft und Hochburgen der Sozialdemokratie während der Ersten Republik entwickelten sich zu Kristallisationspunkten des Widerstands gegen den Austrofaschismus.

Frauen sichern Fortbestand des Widerstands

Das Jahr 1933 war durch stetige Provokationen von Seiten der Regierung geprägt; SozialdemokratInnen wurden in ihrer politischen Bewegungsfreiheit massiv beschnitten. Die Situation radikalisierte sich zunehmend, am 12. Februar 1934 kam es schließlich zum bewaffneten Kampf von Arbeitern und Arbeiterinnen gegen die Exekutive der diktatorisch agierenden Regierung. Der Artilleriebeschuss von Gemeindebauten, die standrechtliche Exekution „prominenter Führer“ des „Aufstandes“, sind in der Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung von zentraler Bedeutung. Der 12. Februar 1934 entwickelte sich zu einem Markstein des linken kollektiven Bewusstseins, dessen Wirkmächtigkeit bis in die Gegenwart ausstrahlt.

Über die SDAPÖ erging das Verbot jeglicher Betätigung. Mit dem erzwungenen Gang in den Untergrund endete die „Vorherrschaft“ der Partei in der organisatorischen Erfassung der ArbeiterInnen. Viele besonders engagierte, für ein aktives Auftreten einstehende ehemalige SozialdemokratInnen zeigten sich von der Partei und ihrer bisherigen Strategie des Abwartens und Taktierens enttäuscht und wandten ihr den Rücken zu. Diejenigen, die der „linken“ Gesinnung treu bleiben und ihren Einsatz fortführen wollten, entschlossen sich vielfach der bereits seit dem Mai 1933 aus der Illegalität agierenden Kommunistischen Partei (KPÖ) beizutreten. Ab dem Herbst 1934 ist davon auszugehen, dass 90 Prozent des aktiven linken Widerstandes in der Steiermark kommunistisch bestimmt waren. Dabei darf nicht übersehen werden, dass die Zahl der Personen, die tatsächlich jenen „Aktiven“ angehörten, gering war, einige hundert kaum überschritten haben dürfte. Eine linke Gesinnungsgemeinschaft blieb dennoch aufrecht, bewegte sich in einem dem aktiven Widerstand vorgelagerten Bereich und

fand oftmals in der Lektüre „illegaler“ Schriften wie der „Arbeiterzeitung“ ihren Ausdruck. Da der Eindruck eines „männlichen“ Widerstands entstehen könnte, gilt es zu betonen, dass sich in vielen Fällen der Einsatz von Frauen, ihre Bereitschaft sich voll und ganz der illegalen Arbeit zu verschreiben, als entscheidend für den Fortbestand der „Linken“ auswirkte.

Der Widerstand veränderte sich zwischen 1934 und 1938 kaum, verlief in Wellenbewegungen. Zeiten hoher Aktivität wechselten mit Phasen relativer Ruhe, die zur Festigung der Strukturen genutzt wurden, der Sammlung neuer Kräfte dienten. Zu keinem Zeitpunkt fand jedoch eine vollständige Unterbrechung der Widerstandstätigkeit statt. Der drohende „Anschluss“ bewirkte die letzte große Mobilisierung kommunistischer Kräfte. Anti-Hitler-Demonstrationen, der Anlauf zur Bildung einer breiten „Volksfront“ führten direkt in den Kampf gegen den Nationalsozialismus. In vielen Fällen war eine Kontinuität des „aktiven“ Widerstands gegeben.

Späte Rehabilitierung

Massive Umbrüche in mehrfacher Hinsicht bestimmten die Zeitspanne zwischen 1933 und 1934 – die Auswirkungen waren weit über den Bestand des austrofaschistischen „Ständestaates“ hinaus spürbar. So kann der Befund ausgestellt werden, dass die Phase der austrofaschistischen Diktatur zu den wohl umstrittensten Themen Österreichischer Zeitgeschichte zählt, ihre Aufarbeitung ist noch nicht zu einem Abschluss gelangt. Wechselseitige Schuldzuweisungen und Versuche eines gegenseitigen Aufrechens bestimmten über lange Jahre hinweg den Umgang der politischen Akteure mit der Phase der austrofaschistischen Diktatur. Erst im vergangenen Jahr 2012 gelang es ein Gesetz zur „Rehabilitierung der Justizopfer 1933–1938“ zu erlassen. Die langwierigen Diskussionen im Vorfeld belegen, dass eine Auseinandersetzung mit der Thematik – auch – aus demokratiepolitischen Erwägungen in Zukunft weiterhin dringend notwendig ist.

Weiterführende Literatur:

Sonnleitner, Ute, *Widerstand gegen den Austrofaschismus in der Steiermark 1933–1938*, Graz 2013

Dr.ⁱⁿ Ute Sonnleitner
geb. 1981 in Leoben, Studium d. Geschichte/
Klassischen Archäologie a. d. *KF-Uni Graz*,
2009 Diss. zum Thema „Widerstand gegen
den Austrofaschismus in der Steiermark
1933–1938“. Wissenschaftliche Mitarbeiterin
am *Inst. f. Geschichte/Zeitgeschichte der
KF-Uni Graz* und Koordinatorin des Dokto-
ratsprogramms „Migration-Diversität-Globale
Gesellschaften“. Forschungsschwerpunkte:
Steirische (Zeit-)Geschichte; Gender Studies;
historische Migrationsforschung.



Foto © KK

Zwischentöne: ein künstlerischer Grenzgang zwischen Kulturen

Der Grazer Galerist Eugen Lendl war einigermaßen überrascht, als ihm die japanische Konzeptkünstlerin Keiko Sadakane eröffnete, dass sie sich als Redner bei der Vernissage einen Priester wünsche. Hochschuleelsorger Alois Kölbl eröffnete schließlich die Ausstellung und zwischen ihm und der Künstlerin entspann sich ein reger Gedankenaustausch.

Die Künstlerin Keiko Sadakane im Gespräch mit Alois Kölbl

Alois Kölbl: Deine Kunst ist meistens abstrakt, erzählt vordergründig keine Geschichten und doch fließt Lebensgeschichte in sie ein ...

Keiko Sadakane: Ich arbeite konzeptuell, verarbeite Dinge, denen ich begegne, nicht nur mit Farbe, auch mit Schrift. Kunst ist Leben, spiegelt das, wie ich lebe. Ich lebe als überzeugte Katholikin, das zeigt sich natürlich ganz automatisch auch in meiner Kunst. Mein Glaube ist mein Leben und mein Leben ist Kunst. Ich versuche nicht über Religion zu arbeiten, sondern sie bestimmt einfach mein Leben. In diesem Sinne kann man in meinen Werken auch diesen Aspekt meiner Persönlichkeit ablesen. Ich habe mit „Concrete Art“ begonnen, ziemlich minimalistisch. Richard Serra, der auch von meiner Galerie in Bochum vertreten wird, oder Donald Judd sind diesbezüglich wichtige Bezugspunkte für mich. In letzter Zeit wurde es für mich aber auch immer interessanter erzählerisch, poetisch zu arbeiten. Ich sehe mich da durchaus auch in Parallele zu aktuellen

Tendenzen in der zeitgenössischen Kunst. Und da ist natürlich auch mein religiöser Hintergrund wichtiger geworden.

AK: Der Titel der Werkserie „Rosenkranz-Sonaten“ weist auf ein Stück des Barockkomponisten Heinrich Ignaz Franz Biber (1644 – 1704), das die 15 Geheimnisse des Rosenkranzgebetes in Musik umsetzt. Eine große Zeitspanne liegt zwischen der Musik von Biber und deinen Bildern. Was haben sie gemeinsam?

KS: Ich beziehe mich mit meiner Arbeit direkt auf die wunderbare Musik von Biber. 2008 war ich anlässlich des 100. Geburtstages des Schweizer Künstlers Max Bill von seiner Witwe zu einer Gedenkveranstaltung eingeladen. Dort wurden zwei Sonaten – „Verkündigung“ und „Kreuzigung“ – aus dem Stück von Biber musiziert. Bei diesem Anlass habe ich es zum ersten Mal gehört. Ich war begeistert! Das hat mich inspiriert. Ich habe sofort begonnen ein Werk zu konzipieren. Für mich ist wichtig, dass Bibers

Musik keinen dramatischen Klang hat, sie ist mild und sanftmütig, lebt von Modulationen und Wiederholungen. Bibers Musik klingt in meinen Ohren ziemlich minimalistisch. So kam ich auf die Idee, die Musik in Farben zu übertragen. Bei diesem Werk ging ich zunächst von den drei Grundfarben aus: Blau für die freudreichen, Rot für die schmerzhaften und Gelb für die glorreichen Geheimnisse. Diese Idee tauchte sehr plötzlich in mir auf. Ich kann gar nicht erklären, wie das geschah, dass ich zu den drei Primärfarben gekommen bin. Ich empfand diese Entdeckung als einen sehr glücklichen Moment! Zu den Primär- setzte ich die Komplementärfarben. So entstand zunächst ein Hinterglasbild, das so etwas wie ein „Introitus“ zur ganzen Serie ist.

AK: In deinem Werk spielen aber generell nicht die klaren, kräftigen und reinen Farben die Hauptrolle, sondern es dominieren verhaltene Farben, Zwischentöne sozusagen. Oft braucht man lange um überhaupt eine Farbe erkennen zu können, etwa bei

einem Teil der Serie, wo einfach die Farbe Weiß moduliert wird. Woher kommt dieses Interesse an Zwischentönen?

KS: Ich bin Japanerin, das heißt, ich bin aufgewachsen in einer Kultur von Zwischentönen. Das Klima bei uns ist ziemlich feucht, deswegen sind wir oft von Grau umgeben. Wir begegnen deswegen sehr oft gebrochenen Zwischentönen. Das lieben wir. So wie die Italiener von den Sonnenfarben, den leuchtenden Grundfarben angezogen werden. Für uns Japaner sind Grau- und Brauntöne traditionell sehr wichtig. Wir sind nicht so sehr von einem deutlichen Ja oder Nein, von klaren Gegensätzen bestimmt, sondern leben in gewisser Weise in einer „Jein-Kultur“. Diese Ambivalenz ist auch in meinem Werk wichtig. Bei mir stehen oft sehr ähnliche Farben oder Formen nebeneinander. Erst bei sehr genauem Hinsehen erschließen sich die Unterschiede verschiedener Farbtöne und Formen. Ich liebe die sensible Differenz, etwa ein rötliches Weiß neben einem

bläulichen Weiß. Ähnlich ist es mit den verwendeten Formen. Die Fläche der viereckigen Bilder in der Rosenkranzserie macht immer ganz genau 1200 Quadratzentimeter aus, die äußere Form erscheint auf den ersten Blick immer als Quadrat, differiert aber innerhalb der Serie. Die Fläche mit den vier Ecken und Kanten bleibt immer die gleiche, es ist aber nie die ganz gleiche Form. Dadurch entsteht die Spannung.

AK: In welchem Verhältnis stehen diese Zwischentöne zum Rosenkranzgebet und zur Musik von Biber?

KS: Der Klang dieser Musik ist für mich ziemlich neblig. Vielleicht hat das damit zu tun, dass ich Japanerin bin. Als Mädchen habe ich gerne Chopin auf dem Klavier gespielt. Das ist mir inzwischen viel zu deutlich, zu romantisch geworden, vielleicht sogar ein bisschen zu aufdringlich.



Keiko Sadakane in ihrem Düsseldorfer Atelier vor einem der Werke aus der „Rosenkranz-Sonaten“-Serie
Foto © Kölbl



Als junges Mädchen wollte ich deutliche Musik, Zwischentöne konnte ich nicht so verstehen, wie ich das heute kann. Für Bach etwa hatte ich überhaupt kein Sensorium, seine Goldberg-Variationen konnte ich überhaupt nicht verstehen. Wenn man reifer wird, kann man auch die feinen, differenzierten Dinge entdecken und genießen. Beim Hören der Musik von Biber spürte ich so etwas wie eine innere Vibration in mir. Das wollte ich farblich umsetzen. Die Basis bilden die drei Grundfarben, dazu habe ich die Komplementärfarben gesetzt. Wichtig ist mir dabei die Gesamtwahrnehmung, in der die Farben verschwimmen, und das Verhältnis der Farben zueinander. Ausgangspunkt dafür war für mich die vibrierende Schönheit von Biber's Musik.

AK: Du bist nicht nur eine Künstlerin der Zwischentöne und der feinen Nuancen und Übergänge, sondern auch eine

Grenzgängerin zwischen den Kulturen. Die künstlerischen Einflüsse liegen sehr stark im amerikanisch-europäischen Minimalismus und doch ist auch das Östliche, die japanische Tradition sehr präsent. Ich nehme in deinem Werk den Versuch wahr, beides zu integrieren. Wie siehst du das selbst?

KS: Es ist für mich sehr spannend zwischen zwei Hochkulturen zu leben. Ich bin in Tokyo geboren, wo ich 22 Jahre gelebt habe. Dort bin ich umgeben von traditioneller Kultur aufgewachsen. Meine Mutter hat mich seit meiner Kindheit für ästhetische Werte sensibilisiert. Als Stipendiatin kam ich zum Studium nach Europa. Mittlerweile lebe ich hier schon seit vier Jahrzehnten. Ich bin sehr glücklich in Europa und liebe es. Irgendwann fragte ich mich auch, was genau dieser Aspekt in meinem Leben für eine Rolle

spielen könnte. Ich sehe es als meine persönliche Lebensaufgabe Brückenbauerin zu sein. So arbeite ich auch. Das ist nicht selbstverständlich. Ich erlebe bei meinen japanischen Kollegen durchaus auch anderes. Den „Duft Europas“ habe ich schon in der Schule gespürt, ich besuchte eine Klosterschule, was sehr ungewöhnlich für eine Japanerin ist. Meine Eltern, die beide keine Christen sind, wollten das so. Dort bin ich nicht nur mit dem Christentum, sondern auch mit europäischer Kultur in Berührung gekommen. Die Liebe als die zentrale Kraft im Christentum wie im Buddhismus habe ich schon sehr früh entdeckt.

AK: Mit dem Rosenkranz greifst du eine sehr spezielle Gebetstradition auf. Das Rosenkranzgebet gilt ja eher als antiquiert und rückwärtsgewandt und keineswegs als zeitgeistig. Was macht dieses



Gebet für dich spannend für eine künstlerische Auseinandersetzung?

KS: Dieses Gebet ist zunächst narrativ: fünfzehn Szenen aus dem Leben Jesu und der Mutter Gottes. In der Schule, wo ich erzogen wurde, haben wir das Rosenkranzgebete gelernt. Wir haben das „spirituellen Blumenstrauß“ genannt. Ich weiß, dass diese Gebetsform, die für uns damals ganz normal war, inzwischen ziemlich in Vergessenheit geraten ist. Als minimalistische Künstlerin interessiert mich daran das Moment der Wiederholung. Jedes „Gegrüßet seist du Maria“ ist gleich, aber doch auch wieder anders. Das fasziniert mich! In der Wiederholung entsteht ja fast so etwas wie Trance. Das entspricht meiner Arbeitsweise sehr. Ich arbeite sehr bewusst sehr zeitraubend, monochrome Farbflächen entstehen durch sehr zeitaufwändig gemalte Pinselstriche, nur bei bestimmtem Lichteinfall

und sehr genauer Betrachtung sind sie noch erkennbar. Ähnlich ist das bei meinen Strich-Bildern. Der Arbeitsprozess ist für mich irgendwie wie Meditation, darin bin ich auch buddhistischer Tradition sehr nahe. Das spüre ich auch im Rosenkranzgebete.

AK: In der zentralen Arbeit der Werkserie, die wie ein Altarbild angeordnet ist, findet sich auf der Scheibe in der Mitte eine sehr ungewöhnliche figurative Darstellung. Sie zeigt eine Figur mit einem Kind. Es ist aber keine uns Europäern geläufige Mariendarstellung. Was ist da zu sehen?

KS: Ich wollte zunächst einfach 15 Farben in runden Scheiben miteinander verbinden, jeweils fünf sehr ähnliche Farben nebeneinander, die für die Geheimnisse des Rosenkranzes stehen. Und dann habe ich die Darstellung der Maria-Kannon entdeckt. Genau genommen ist es eine

weibliche Buddha-Darstellung mit einem Kind. Diese Figuren dienten in der Zeit der Christenverfolgung in Japan den Geheimchristen zur Marienverehrung. Die meisten dieser Statuen wurden zerstört. Während der Arbeit an diesem Werk passierte die Katastrophe von Fukushima. Ich wollte unbedingt, dass das auch vorkommt und fand schließlich in einem buddhistischen Tempel in Fukushima so eine Statue. Das ist eigentlich sehr ungewöhnlich, weil in diesem Gebiet diese Darstellung kaum verbreitet war. Es ist eine sehr schlichte Stein-Figur, die meinem künstlerischen Ansatz sehr entspricht. Mir war es wichtig, dass diese Figur, die die schreckliche Verfolgungsgeschichte in sich trägt, in die Mitte dieser Arbeit kam. Ohne die Katastrophe von Fukushima wäre ich nie darauf gestoßen. Ich habe dieses Werk auch dem Gedenken der Opfer der Katastrophe von Fukushima gewidmet.

Verwirrung und Berechnung: Der Jesuiten-Stil

Gebet und Kunst: Die Mitglieder der *Societas Jesu* übten sich nicht nur als spirituelle Baumeister und ließen künstlerisch Ungeahntes zu Tage treten.

Von Roman Alex Lemberg

Dass sich die Mitglieder der „Gesellschaft Jesu“ neben Armut und Ehelosigkeit auch zu besonderem Gehorsam gegenüber dem Papst verpflichten, ist weitgehend bekannt. Weniger vertraut hingegen ist, dass Jesuiten der vergangenen Jahrhunderte immer wieder auch als Meister der Überraschung in der Kunst brillierten.

Alle Bereiche der Kunst in der Zeit von etwa 1650 bis 1750 wurden im Reich der Habsburger so stark vom Einfluss des Jesuitenordens geprägt, dass – bevor sich der Begriff des „Barock“ einbürgerte – der Stil der Epoche zumeist einfach „Jesuiten-Stil“ genannt wurde. Einige der wichtigsten Künstler und Theoretiker dieser Zeit waren selbst Mitglieder des Ordens. Nähern wir uns heute ihren Werken, können wir erleben, wie der Prunk und die Überblendung der verschiedenen Materialien ganz auf die Wirkung der Illusion hin ausgerichtet sind und nach wie vor funktionieren. Besuchen wir die Jesuitenkirche in Wien: Andrea del Pozzo (1642–1709) malte hier eine illusionistische Kuppel, die den Betrachter gleich beim Betreten der Kirche täuscht. Von einem bestimmten Standpunkt im vorderen Kirchenschiff aus wirkt sie wie ein Abschluss der realen Architektur, dreidimensional. Geht man weiter und blickt noch einmal hinauf, zeigt sich – ganz verzerrt – der Effekt der Kuppel als Trick der Malerei. In der Kirche Sant’Ignazio in Rom, in der sich auch eine Trompe-l’œil-Kuppel über dem Eingang befindet, setzen sich die wirklichen Wände des Kirchenschiffes in gemalten Arkaden fort. Alles öffnet sich zu einem Ausblick in einen gemalten Himmel, in dem sich, in einem Tumult von Engel und Heiligen, gerahmt von den Allegorien der vier damals bekannten Kontinente, die Apotheose des Heiligen Ignatius vollzieht. Hat man den Trick der Kuppel schon durchschaut, wird man umso mehr von der Wucht dieses überraschenden Ereignisses erfasst.

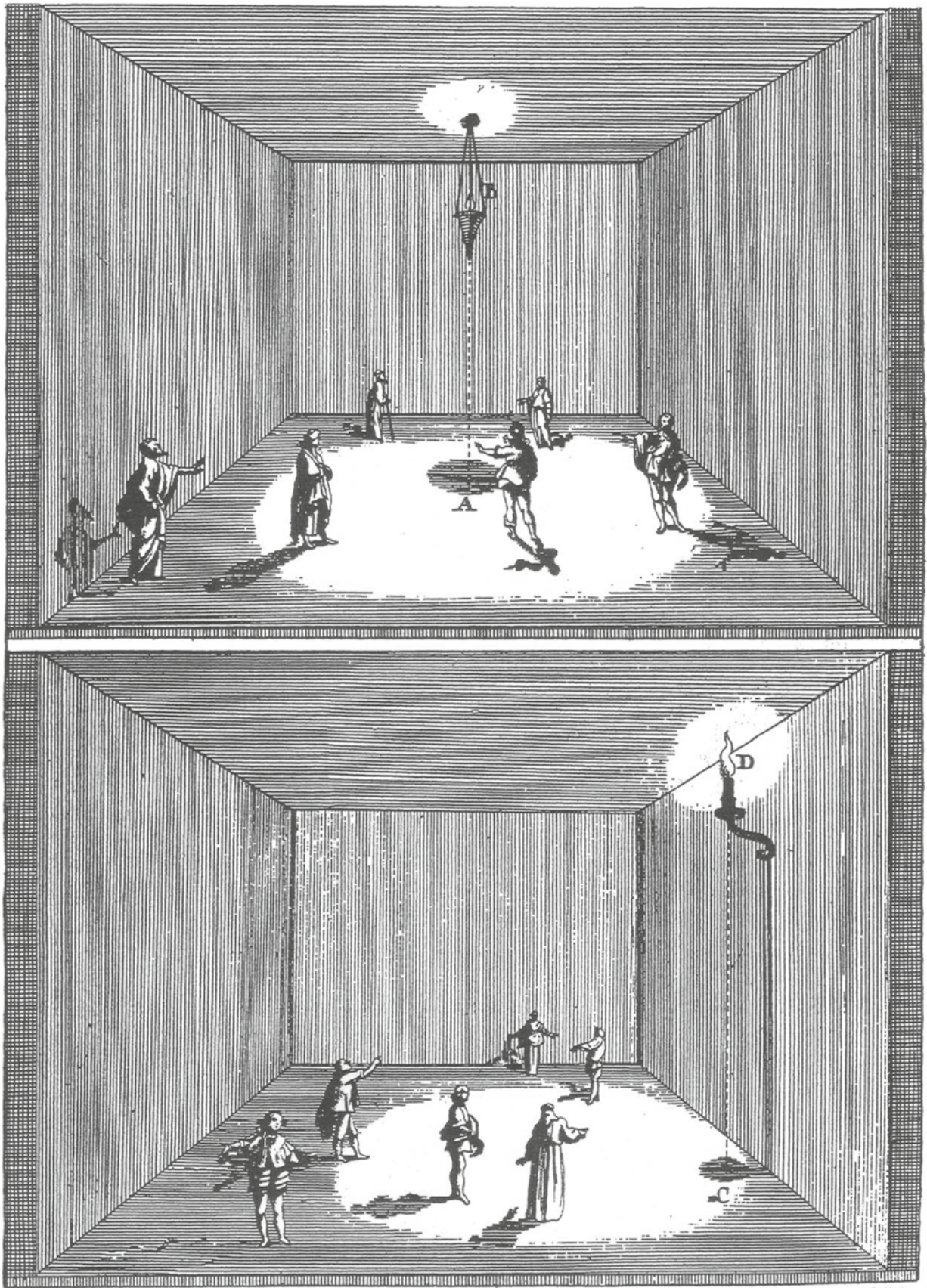
Täuschungen

Die Maler der Zeit nutzten die aktuellsten Erkenntnisse über die Wirkungen der Optik, um diese Täuschungseffekten perfekt herstellen zu können. Blättern wir in den Bänden der Theoretiker dieser Epoche, stoßen wir auf sehr faszinierende illusionistische Raumkonzepte. (Manche Bücher stehen vollständig im Netz zur Verfügung, falls man sie nicht in der Kloster-Bibliothek suchen mag.)

Der bedeutendste Universalgelehrte der Zeit, Athanasius Kircher (1602–1680), der – auf der Basis der weitverzweigten Beziehungen des Ordens – über die verschiedensten Wissens-Bereiche schrieb (wie etwa über die chinesische Kultur), widmete ein tausendseitiges Werk dem Spiel mit Licht und Schatten, *Ars magna lucis et umbrae* (1671). Hier werden alle optischen Möglichkeiten vorgeführt: Verzerrungen, Spiegelungen, die Projektionen der *Laterna magica* – insgesamt ein ziemlich verwirrendes Kompendium. Die Absicht hinter den hier vorgestellten Apparaten ist, die Affekte eines Betrachters zu wecken, Furcht, Begeisterung etc. zu entfesseln. In seinen düsteren Zauber-Räumen lässt Kircher geisterhaft Fabelwesen, Dämonen und Engel erscheinen.

Zwischen Rationalismus und Ekstase

Ein anderer Jesuit, Jean Du Breuil (1602–1670), widmete sich den Wirkungen der Perspektive in der Malerei und Zeichenkunst. Die Illustrationen zu seinem Buch *La Perspective pratique* aus dem Jahr 1642 zeigen klare monumentale Räume von strengen Figuren bevölkert (S. III). Man sieht, wie sich die kleinen Menschen in den beeindruckenden Räumen positionieren, verloren und doch selbstbewusst. Wie Darsteller auf diesen Bühnen nehmen sie ihre Positionen ein, werfen Schatten und werfen sich in ihre Posen. Ihre Haltung ist immer elegant



150.

Illustration: Jean Du Breuil, *Perspectiva Practica*, S. 150.
(Deutsche Ausgabe: Augsburg, 1710.)

SAN IGNICIO DE LOYOLA IN GRAZ

Die Aufführung findet **am 24. Mai 2013 um 22:00 Uhr** im Rahmen der „Langen Nacht der Kirchen“ **im Mausoleum Graz** statt. Ein Gastspiel gibt es am **15. Juni in der Pfarrkirche/Jesuitenkirche in Leoben**. Die musikalische Leitung hat **Susanne Scholz** (Kunstuniversität Graz/ Musikhochschule Leipzig). Die Aufführung selbst ist Teil der sich über fünf Tage erstreckenden Veranstaltung „Der Musikstaat“, die im Zeitraum von 22. – 26. Mai stattfindet und mit der Uraufführung des Dokumentarfilmes „Der Musikstaat“ beschlossen werden wird.

Mehr unter: www.khg-graz.at/bildung

asymmetrisch verschraubt, wie es Pater Franziskus Lang (1654–1725), ebenfalls ein Jesuit, in seinem Buch über die Gesten auf der Bühne vorschrieb. Auch der Betrachter dieser Szenen wird in ihren virtuellen Raum einbezogen: So wie die Figurinen auf der gezeichneten Bühne nicht nur Akteure sondern immer auch Beobachter sind, wird der Zuschauer zum Mitspieler. Die Perspektive des Einzelnen (des kleinen Figurinen-Männchens wie des Betrachters) richtet sich auf den unbegreiflichen Zusammenhang der Welt. Die jesuitischen Illusions-Künste finden – ganz auf der Höhe mit dem Geist ihrer Zeit – ihr ideales Spielfeld im Theater, das alle Künste zusammenführt.

Das Jesuiten-Theater vereinnahmte in seiner Hochzeit ganze Städte zu mehrtägigen Aufführungen, bespielte Theater-Säle in seinen Einrichtungen mit einer Fülle von Stücken zu allegorischen und sakralen Themen und gestaltete seine Kirchen als Bühnen für die Vorführungen von Täuschung und Enttäuschung. Die Darbietungen auf diesen Bühnen sollten verblüffen, überwältigen und schließlich auf die verborgenen Inhalte weisen: Die Vergänglichkeit der Welt, den Schrecken der Hölle und den Glanz des ewigen Paradieses. Der Stil, der sich in den Werken abzeichnet, changiert zwischen Rationalismus und Ekstase. Er setzt alle Künste genauer Berechnung ein, um den Verstand zu überwältigen: Man könnte sagen, dieses besondere Barock berechnet die Verwirrungen und verwirrt die Berechnungen.

Realismus-Überschreitung

Wir, die InitiatorInnen, künstlerischen LeiterInnen und Musikschaaffenden, freuen uns sehr, dass wir dem etwas in Vergessenheit geratenen, aufregenden und verwirrenden Kunstschaffen des „Jesuiten-Stils“ nun nachspüren können. Das 450-jährige Jubiläum der Jesuiten in Österreich bietet einen willkommenen Anlass dazu. Es wird unter anderem mit der Aufführung einer sakralen Oper im Grazer Mausoleum (das auch von den Jesuiten verwaltet wurde) gefeiert: „San Ignacio de Loyola“. Die Partitur stammt aus den Archiven von San Rafael und

Santa Ana in Chiquitos, Bolivien. Die kleine Oper wurde für eine Festaufführung gegen 1750 aus älteren Kompositionen zusammengestellt, wohl auch unter Verwendung von Werken Domenico Zipolis. Zipoli (1688–1726) war ein zu seinen Lebzeiten bekannter Organist und Cembalist, der als Missionar in Argentinien wirkte und dessen eingängige Kompositionen in den Missionen des Ordens sehr verbreitet waren.

Der Stil der Musik lässt sich ganz im internationalen – italienischen – Barockstil verorten, der damals im Reich der Habsburger Mode war. Graz und die Jesuiten-Missionen gehörten zur Entstehungszeit der Oper zu demselben Reich.

Die Oper entfaltet in vier Szenerien Stationen aus dem Leben des Heiligen: Bild I: Er widmet sich zurückgezogen dem Gebet. Bild II: Engel fordern ihn auf, für Jesus zu kämpfen und gegen den Teufel, der selbst erscheint und vergeblich versucht, den Heiligen auf seine Seite zu ziehen. Bild III: Ignacio schickt seinen Schüler Franz Xaver zur Missionierung Asiens aus. Bild IV: Das Stück endet mit einem Lobgesang auf die Wundertaten des Heiligen.

Bei der Vorbereitung der Inszenierung beziehen wir die oben vorgestellten Werke und Themen ein: Die Lichteffekte und Projektionen Kirchers, die Gesten-Codes aus dem Buch von Lang, die Positionen der Figurinen in den Räumen Du Breuils, die ganze Bildwelt des Ordens, mit ihren Allegorien und Erscheinungen. Auch die Inspiration, die er aus der Begegnung der Kunst anderer Kulturen zog, könnten darin angedeutet werden. Den Anspruch dieses Kunstschaffens empfinden wir als Aufforderung, jeden Realismus zu überschreiten und – mit kleinen Mitteln – die Möglichkeiten von Illusion und Künstlichkeit auszuprobieren.



Foto © Miotk

Mag. Roman Alex Lemberg, geb. 1980 in Mühlacker, Deutschland, studierte Musikwissenschaft und Romanistik in Freiburg und Tübingen und Musiktheater-Regie in Hamburg und Berlin, Dramaturg, Darsteller/Performer und Regisseur, vor allem aber immer wieder Musiker und Arrangeur/Komponist für Bühnenmusiken und Kammerversionen von Opern.

Wir warten

In der von Reizüberflutung geprägten Unterhaltungskultur spielt die Vorfreude trotz allem eine entscheidende Rolle.

Von Harald Koberg

„Nerds sind die neuen Coolen“, hieß es einmal. Das ging unter anderem einher mit dem Aufstieg der Fernsehserie „O.C. California“, deren Hauptfigur sich lieber in Comicläden herumtrieb als am Strand. Das war noch, bevor auch hierzulande von Hipsters die Rede war, die es nun anscheinend auch schon nicht mehr gibt. Trotzdem ist all das noch nicht lange her. Auch die Popkultur wird immer schnelllebiger. Und das, obwohl doch gerade die Nerds und Geeks – und mit ihnen die breite Masse junger Medienkonsumierender – dem Widerpart des Fortschritts, dem Warten, eine neue Feierlichkeit verliehen haben.

Aber noch einmal zurück zum Anfang: Nerds, Hipsters und Geeks sind Stereotypen der Popkultur, die sich, gewollt oder ungewollt, vom Strom der Masse abgrenzten bis sie, frei nach der Kapitalismus-Theorie der Frankfurter Schule, vom kapitalistischen Mainstream einverleibt wurden. Seither ist es auch unter gewöhnlichen jungen Menschen nicht mehr verpönt, Superhelden-T-Shirts mit Wollmützen zu kombinieren und sehlich auf den Kinostart des nächsten Star-Treck-Films zu warten. Und eben diesem Warten gilt es nun Aufmerksamkeit zu schenken.

An und für sich ist das Warten keine erfreuliche Tätigkeit, auch wenn gerne gemeint wird, die Vorfreude sei von besonderer Schönheit. Doch das Warten auf den nächsten Teil einer liebgewonnenen Reihe, seien es nun die Abenteuer eines Raumschiffs oder die Geschichte eines goldenen Ringes, hat feierliche, ja fast kultische Züge angenommen. Nichts beflügelt das Vorstellungsvermögen der Internetgemeinschaft so sehr wie bevorstehende Film- oder Videospielderöffentlichungen. Da wird spekuliert und gewünscht, Optionen werden abgewogen und Insiderinformationen analysiert. Und – und das ist entscheidend – das Warten wird tatsächlich genossen.

Es ist die Zeitspanne zwischen einem entscheidenden Höhepunkt und dem nächsten, in der sich das Fantum entfaltet. Während des Konsums werden vor allem Filme zu einem subjektiven Erlebnis.



Neo, Foto © 2003 Warner Bros.

Erst die anschließenden Diskussionen und vor allem die geteilte Vorfreude auf die Fortsetzungen lieb gewonnener Geschichten machen die gemeinschaftsbildende Komponente der Pop-Medien aus. Nicht umsonst sind Vorschauen auf die Kino-Highlights der kommenden Monate so omnipräsent im Internet. Und aus ebendiesem Grund ist es so häufig die Ernüchterung, die sich nach dem Genuss eines lange erwarteten Stücks Unterhaltungskultur breit macht.

Riesig war beispielsweise die Enttäuschung, als der so sehlich erwartete zweite Teil der Matrix-Trilogie in die Kinos kam. Nüchtern betrachtet ist das immer noch ein überdurchschnittlicher Vertreter des Science-Fiction-Genres. Aber aus der Gruppen-Intelligenz der Fans waren zu dem Zeitpunkt schon weit raffiniertere Ideen für mögliche Fortsetzungen erwachsen. Und so konnte jede reale Weiterführung der Serie im Grunde nur enttäuschen.

Freilich steht es allen Beobachtenden frei, diese Wellenbewegungen aus Freude, Nervosität und Ernüchterungen als kindlichen Firlefanz abzutun. Aber hinter diesem Phänomen verbirgt sich das bewusste Bemühen, kollektive Begeisterung zu erleben und weiterzugeben. Die Vor- und Nachbereitung ist hier zum Kern der Sache geworden. Oft wird der jungen Generation vorgeworfen, genau dazu nicht mehr in der Lage zu sein. Und doch zelebriert sie Vorfreude in einer Intensität, die ihresgleichen sucht.



Foto © KK

Mag. Harald Koberg, geb. 1984 in Graz, studierte Philosophie sowie Volkskunde und Kulturanthropologie an der Karl-Franzens-Universität Graz. Begeisterter Kampfkünstler und seit 2005 Mitglied von *Signis-Interfilm* Graz.



Leechgasse 24 1946, in den sechziger Jahren und im Zukunfts-Rending. Fotos links, Mitte © G. Oehrt, Foto rechts © bramberger architekten

„QUARTIER LEECH“: KHG + AAI GESTERN – HEUTE – MORGEN

FR 24. MAI 19:00, Leechgasse 24

Andrea Kager-Schwar (ORF Stmk.) spricht in der „Langen Nacht der Kirchen“ mit Bischof Dr. Egon Kapellari und Hochschulseelsorger Alois Kölbl in der Baustelle QL über die Vergangenheit vor allem aber über Zukunftsvisionen eines „Ortes des (inter-)religiösen und interkulturellen Gelingens“.

17 Jahre hat Bischof Dr. Egon Kapellari als Hochschulseelsorger zwei Einrichtungen der Katholischen Kirche an ihrem Standort nahe am Campus der Universität geprägt und zu einem Forum gemacht, das weit über den universitären Raum hinaus wirksam wurde. In seiner Zeit wurde das Afro-Asiatische Institut gebaut und fanden wesentliche Erweiterungs- und Umbauten in der Katholischen Hochschulgemeinde statt. Noch heute sind beide Organisationen ganz wesentlich von dieser nachkonziliaren Gründerzeit der sechziger und siebziger Jahre geprägt.

Zurzeit sind die fünf Häuser der Katholischen Hochschulgemeinde und des Afro-Asiatischen Institutes eine Baustelle, im Oktober 2013 wird das neue „Quartier Leech“ mit Studierendenheim, Gastronomie, Veranstaltungsräumen, Kapelle,

muslimischem Gebetsraum und einer ganz neuen Kommunikations- und Erholungszone im Außenbereich eröffnet.

BERÜHRENDE BEGEG- NUNGEN IN MINSK

„Die Flügel der Freiheit kann man nicht zerstören“, steht auf den Karten, die die Sprecherin der „Young Christian



Bischof Seraphim Belonozhko im Gespräch mit den Studierenden. Foto © Kölbl

Democrats“ den Mitgliedern der Gruppe der Katholischen Hochschuljugend bei ihrem Besuch in Minsk mit der Bitte gab, darauf gute Wünsche zu schreiben. Die Karten werden an politische Häftlinge geschickt. Das Engagement der Jugendlichen – einige von ihnen gehen noch in die Schule – ist vielfältig und in einem Land mit mangelhaften demokratischen Strukturen auch nicht ungefährlich. Ein

Mitglied der Gruppe wurde nach friedlichen Demonstrationen für mehr Demokratie vor der letzten Präsidentenwahl zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt.

Die traditionelle Februarexkursion der KHJ mit einer Gruppe von Studierenden aus ganz Österreich war geprägt von zahlreichen berührenden Begegnungen, intensivem Austausch und herzlicher Gastfreundschaft. Treffen mit katholischen und orthodoxen Jugendgruppen, dem Nationaldirektor der Caritas in einer von der Caritas Österreich mitfinanzierten Betreuungseinrichtung für krebskranke Kinder und ihre Mütter, den orthodoxen Schwestern, die eine der größten psychiatrischen



„Flügel der Freiheit“

Kliniken von ganz Europa betreuen, dem Rektor der literarischen Eliteuniversität

in Minsk, dem orthodoxen Bischof Belozhko, der als Prorektor über Chancen und Schwierigkeiten des theologischen Institutes an der staatlichen Universität Auskunft gab oder in der Nuntiatur boten facettenreiche Eindrücke in ein bei uns nahezu unbekanntes Land. Überraschend offen und ungeschützt sprachen vor allem die Jugendlichen über ihre Unzufriedenheit mit dem politischen System und ihre Wünsche nach Veränderung, aber auch über die Kraft des Glaubens, zu dem sie oft gegen den Widerstand ihrer eigenen Familien gefunden hatten. Die Eindrücke leben sicher noch lange weiter, schon unmittelbar nach der Heimkunft in Österreich wurden die begonnen Kontakte und Beziehungen auch via Internet und Facebook weiter gepflegt, und es besteht die Hoffnung, dass es auch einmal eine Begegnung mit den Studierenden aus Belarus in Österreich geben wird.

TAIZÉ-GE BET

Auf der ganzen Welt sind Taizé-Gebete ein Anziehungspunkt für viele Jugendliche und junge Erwachsene. Einfache, meditative Gesänge, ein Wort aus der Bibel und Raum für Stille laden ein, mehr zu sich selbst und zu Gott zu finden. Ab Mai werden sich einmal monatlich auch in der Stiegenkirche im Zentrum von Graz Menschen zum Taizé-Gebet versammeln.

Taizé ist ein kleiner Ort in Burgund in Frankreich. In Taizé lebt die Communauté de Taizé, ein von Frère Roger Schütz gegründeter internationaler, ökumenischer Männerorden. Die Versöhnung der christlichen Konfessionen war Frère Roger ein zentrales Anliegen. So gehören zu der heute ca. 100 Brüder zählenden Gemeinschaft Mitglieder aus 25 verschiedenen Ländern, darunter Katholiken, Angehörige verschiedener evangelischer Kirchen und Anglikaner. Die Brüder von Taizé richten ihren Blick auf die Ärmsten der Armen und leben in Afrika, Asien und Lateinamerika in Gemeinschaft mit Besitzlosen.

Woche für Woche strömen tausende Jugendliche nach Taizé. Die gelebte

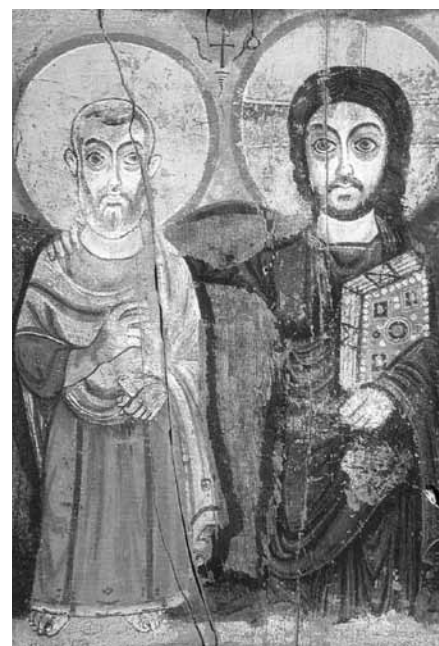
Ökumene, das friedliche Miteinander unterschiedlicher Nationen, die meditativen und in die Tiefe führenden Gebete, der einfache Lebensstil und der Blick auf die Armen überzeugen. Sie helfen vielen Menschen im Gebet und im Miteinander einen neuen Zugang zum Glauben zu entdecken oder Raum zur Vertiefung ihrer Gottesbeziehung zu finden. Auch die jährlich stattfindenden Europäischen Jugendtreffen, die jeweils zum Jahreswechsel in einer anderen europäischen Großstadt zu Gast sind, erfreuen sich großer Beliebtheit.

Wesentliches Element der Gebete sind die kurzen, mehrmals wiederholten meditativen Taizé-Gesänge. Mit wenigen Worten wird in ihnen ein Vers aus der Bibel aufgegriffen. In die einfachen, meist mehrstimmig gesungenen Melodien kann man leicht miteinstimmen. Eine kurze Bibellesung in mehreren Sprachen und eine Zeit der Stille laden ein, auf Gott und auf das zu hören, was einen bewegt. Viele kleine Lichter, der Blick auf das Taizé-Kreuz und die Möglichkeit auf dem Boden oder auf Gebetschemeln zu sitzen, schaffen eine schlichte, sammelnde und einladende Atmosphäre.



Frère Andreas, der für die deutschsprachigen Gruppen zuständige Bruder der Gemeinschaft, beim Gebet anlässlich des Silvestertreffens in Rom mit tausenden Jugendlichen aus aller Welt

Taizé-Gebete sind einfache Gebete, die niemanden überfordern wollen. „Weshalb sich Sorgen machen, wenn man nicht richtig beten kann? In der Stille des Herzens sagt Christus leise: Hab keine Angst, ich bin bei dir.“ (Frère Roger) Es kommt nicht auf viele



Christus und Abt Menas / Ikone der Freundschaft, kopt. Ikone 6. Jh., Musée du Louvre, Paris.

Worte an, sondern vielmehr darauf, dass einzelne Sätze und Gedanken immer tiefer erfasst werden können. Das mehrmalige Wiederholen der Gesänge hilft dabei.

Taizé-Gebete wollen dem, was die Einzelnen in ihrem Inneren bewegt, Raum geben. Sie helfen auf das Herz zu hören, über sich selbst, seine Freuden und Probleme nachzudenken und sie in die Beziehung mit Gott mit hineinzunehmen, der eigenen Sehnsucht nachzuspüren, Masken abzulegen, zur Ruhe zu kommen oder einfach leer zu werden.

Gleichzeitig helfen Taizé-Gebete, über die eigenen Sorgen hinauszuwachsen und den Blick auf Gott und auf andere hin zu öffnen. Es geht nicht um einen Rückzug aus der Welt. Das Gebet will nicht davon befreien, „sich um die Dinge der Welt zu kümmern. Im Gegenteil, nichts ist verantwortlicher als zu beten: Je mehr man ganz einfach und bescheiden betet, desto mehr sieht man sich veranlasst, zu lieben und es mit seinem Leben zum Ausdruck zu bringen.“ (Frère Roger)

Ab Mai werden jeweils am letzten Dienstag im Monat um 19:00 in der Stiegenkirche Taizé-Gebete stattfinden. Auch bislang gab es schon verschiedene kleinere Taizé-Gebete in Graz. Taizé-Gebete wollen

Grenzen überwinden und zusammenführen – so will auch das neue Taizé-Gebet in der Stiegenkirche Menschen und Gruppen verbinden. „Mache deine Wohnräume zu einem Ort, an dem andere immer willkommen sind, zu einem Haus des Friedens und gegenseitigen Verzeihens.“ Möge dieses Wort von Frère Roger auch das Miteinander bei den zukünftigen Taizé-Gebeten in der Stiegenkirche prägen.

Sr. Regina Stallbaumer sa

PAULA ASCHAUER UND FLORIAN MITTL MIT JOSEF-KRAINER-PREIS AUSGEZEICHNET

Dr.ⁱⁿ Paula Aschauer, Mitglied im Vorstand unserer KHG-Community und Dr. Florian Mittl, Mitglied im Redaktionsteam von „Denken + Glauben“, sind für ihre wissenschaftlichen Arbeiten mit dem renommierten Josef-Krainer-Preis für Wissenschaft und Forschung ausgezeichnet worden. Die Auswahl für die Vergabe des Preises erfolgt durch ein unabhängiges ExpertInnengremium. Die Juristin Paula Aschauer erhielt den Preis für ihre Arbeit: „Whistleblowing und Corporate Governance – der mitbestimmte Börsengang?“, der Theologe Florian Mittl für seine Studie: „Hoffnung



Paula Aschauer (vorne rechts), Florian Mittl (hinten rechts). Foto © Fischer

als anthropologische Grundkategorie. Fundamentaltheologische Zugänge in Anlehnung an Gabriel Marcel“. Wir gratulieren den beiden ausgezeichneten Jung-WissenschaftlerInnen sehr herzlich!



Ein weiteres unvergessliches Winterlager in Kühtai! Die Teilnehmenden inmitten der Tiroler Bergwelt

KÜHTAI WINTERLAGER 2013

Auch heuer durften 22 sportbegeisterte Studierende unter der Leitung von P. Martin Rauch SJ acht Tage lang eine unvergessliche Winterwoche in Tirol/Kühtai erleben.

Wir wohnten in einer gemütlichen Selbstversorgerhütte auf 2000m Höhe, die mit einer Materialseilbahn verbunden ist. Die Sportaktivitäten waren wie jedes Jahr sehr vielseitig und abwechslungsreich. Skitouren gehen, Alpin Skifahren, Langlaufen und Rodeln. Jeden Morgen starteten wir nach einem wunderbaren Frühstück und anschließendem Morgengebet in ein neues Abenteuer.

Unter dem Schutz von Psalm 91, der keines unserer Beine „an nur einen einzigen Stein stoßen ließ“, konnten wir beeindruckend schöne, spannende Skitouren erleben und eine traumhaft tief verschneite Landschaft genießen. Wir alle lernten in dieser Winterlagerwoche sehr viel, sei es im Gemeinschaftsleben mit unseren Mitmenschen, im Umgang mit der Natur, wie beispielsweise Tiefschneefahren, Hangneigungen interpretieren oder im spirituellen Sinn. Vor dem Abendessen feierten wir täglich Hl. Messe und dankten für unsere schönen Erlebnisse.

Auch das Hüttenleben spielte „alle Stückerl“. Gemeinsames Musizieren und Singen, „Wetten dass ...?“-Abende, selbst gebaute

Schneebar oder das Quizspiel „1, 2 oder 3“. Wir hatten viel Spaß und starten gut erholt in ein neues Semester und freuen uns schon wieder auf nächstes Jahr in Kühtai.

Johanna Wieser

BEWIRB DICH IM NEU RENOVIERTEN STUDIERENDENHEIM DER KHG!

Mit Oktober 2013 sind die Studierendenheime von KHG und AAI im Quartier Leech bezugsfertig, insgesamt 170 Studentinnen und Studenten werden in den Häusern in der Leechgasse wohnen. Die Wohnstandards im Heim werden durch die Umbau- und Restaurierungsarbeiten erhöht, die Infrastruktur mit mehr Sanitärzellen und erhöhtem Einzelzimmeranteil deutlich verbessert. Der heute selbstverständlich gewordene Internetanschluss löst die Bedeutung der Begegnung in den neu gestalteten Gemeinschaftsküchen nicht ab. Darüber hinaus werden wichtige Rückzugsorte wie Studierzimmer und Aufenthaltsräume angeboten. Fitnessraum, Partykeller und weitere Veranstaltungsräume geben den Lebenswirklichkeiten der Studierenden Raum zur Entfaltung. Zentral liegt der Garten. Er ist das verbindende Glied zwischen den Häusern, im wechselseitigen Miteinander von Diskurs



Zimmer im Studierendenheim.
© bramberger architekten

und Verständigung. Zugleich fungiert er als Begegnungsraum und wohltuende Grünzone im Stadtgebiet. Symbolhaft den Horizont erweiternd zeigt sich die Lebensrealität schließlich in Kapelle und muslimischem Gebetsraum für Studierende aus 48 Nationen aller Kontinente.

KHG-COMMUNITY-FAHRT ZUR BIENNALE VON VENEDIG 25.–27. OKT 2013



Die KHG-Community fährt wieder zur ältesten und immer noch weltweit wichtigsten Kunstbiennale nach Venedig.

Unter dem Motto „Il Palazzo Enciclopedico“ hat Kurator Massimiliano Gioni, künstlerischer Direktor der Nicola-Trussardi-Foundation in Mailand und Chefkurator am New Museum of Contemporary Art in New York ein ambitioniertes Programm entworfen, das wie eine Kombination der

vorangegangenen Biennalen – Daniel Birnbaums „Welten bauen“ und Bice Curiger's „Illuminations“ – erscheint.

Inspirieren ließ er sich zu diesem Lexikon künstlerischer Welten, der inneren und äußeren Bilder vom *Palazzo Enciclopedico* des italienischen Autodidakten Marino Auriti (1891–1980): Auf 136 Stockwerken wollte der gelernte Automechaniker einen Wissenspeicher der Menschheit unterbringen, eine Art Arche Noah des globalen Wissens. Es blieb allerdings bei der Idee und einem Modell, das er aus Holz, Haarkämmen, Plastik, Glas und Metall baute. Es wird auch in der Ausstellung zu sehen sein.

88 Länder werden dieses Jahr an der Biennale von Venedig teilnehmen, zehn davon zum ersten Mal. Unter den Debütanten ist neben Angola und den Bahamas auch der Vatikan.

Zweieinhalb Tage werden wir uns für die Erkundungen im Gelände der Giardini mit den historischen Länderpavillons, dem Arsenale und den Corderie, aber auch im Stadtraum Zeit nehmen. Fahrt mit dem Autobus ab Graz.

Reiseleitung und Führungen:

Hochschulseelsorger Alois Kölbl (KHG Graz) und Roman Grabner (Universalmuseum Joanneum)

Preis (für Busfahrt, Nächtigung mit Frühstück, Eintritt Biennale, exkl. Bootsfahrten):

Studierende im Mehrbettzimmer: € 120.-

Doppelzimmer: € 190.-

Einzelzimmer: € 230.-

Anmeldung: KHG-Sekretariat

CAMP:

Eine künstlerische Intervention bei der Leechkirche

Mit Blick auf den historischen „Asylstein“ an der Grundstücksgrenze inszeniert das Künstlerinnenduo RESANITA (Anita Fuchs und Resa Pernthaller) im Schatten der Leechkirche ein heißes Eisen öffentlicher Diskussion: Wer darf zu welchen Bedingungen drinnen sein und wer muss draußen bleiben? Existenzielle Nacktheit im Rechtfertigungs- und Begründungszwang von Flüchtlingen klingt in der kargen Installation eines Glashauses mit zwei Camping-Betten und einem kleinem Beet, auf dem die alte Heilpflanze Ysop wächst, genauso an wie menschliche Unbehaustheit und der Wunsch nach Heimat. Im Schatten einer gotischen Kirche, deren bunte Glasfenster von transzendenter Erlösung künden, macht ein kleines Glashauses auf konkrete Nöte und Ur-Sehnsüchte aufmerksam. Kunst mischt sich ein, indem sie sichtbar macht!



RESANITA, CAMP, Installation bei der Leechkirche, 2012. Foto © Kölbl

ANKÜNDIGUNGEN

DER MUSIKSTAAT

450 Jahre Jesuiten in Österreich – 440 Jahre Jesuiten in Graz
Veranstaltungen zum Doppeljubiläum: Oper, Filme, Vorträge

22.–26. MAI 2013, Graz

Filmprogramm: MI 22., DO 23., SA 25. MAI, Filme zum Thema („The Mission“, „Patronatsfest“ u.a.)
Rechbauer-Kino, Rechbauerstraße 5

Film-Uraufführung: SO 26. MAI, 11:00, „Der Musikstaat“ von **Heinz Trenczak & Andrea Schabernack** über das alle zwei Jahre stattfindende, Internationale Festival der Latein-amerikanischen Barock- & Renaissancemusik im Tiefland von Bolivien
Rechbauer-Kino, Rechbauerstraße 5

Vorträge: DO 23. MAI, 19:30, „Die Missionskirchen von Chiquitos im Tiefland von Bolivien“ von **Ekhart Kühne** (Zürich), *Technische Uni Graz, Rechbauerstraße*

FR 24. MAI, 21:00, „Der Teufel weint – Gott lacht! Kommt, wir wollen tanzen ...“ von **Sieglinde Falkinger** (Klagenfurt), *Barocksaal des Grazer Priesterseminars, Bürgergasse*

Barockoper: FR 24. MAI, 22:00, „San Ignacio“ (Bolivien, ca. 1750) – österreichische Uraufführung.
Musikalische Leitung: Susanne Scholz; Regie: Roman Lemberg
Mausoleum Graz, Bürgergasse

Nähere Informationen: www.khg-graz.at/bildung

BENEFIZ-SOMMERFEST QUARTIER LEECH

Das Afro-Asiatische Institut und die Katholische Hochschulgemeinde werden zum Quartier Leech. 5 Millionen Euro werden bis Oktober 2013 investiert. So gewinnen Verständigung und Diskurs breiten Raum.

raum erleben

So heißt es am **22. JUN** bei einem Benefizsommerfest. Karten schon reserviert!
Mit Ihrer Teilnahme unterstützen Sie die Umbauarbeiten und Neudaptionen auf ganz besondere Weise. Die Kartenanzahl ist begrenzt – mit einer Kartenreservierung bis Ende Mai sichern Sie sich Ihre Karte.

Sie haben noch keine persönliche Einladung erhalten?
office@aai-graz.at oder khg-graz@graz-seckau.at.
Oder einfach im Internet abrufen: www.quartierleech.at

ORGELKONZERT ZUM „WELTTAG DER ORGEL“

MO 6. MAI 2013, 19:30, *Universitätskirche Maria am Leech, Zinzendorfsgasse*

Aus Anlass der 850-Jahr-Feiern der Kathedrale Notre Dame in Paris wird am 6. Mai der „Welttag der Orgel“ begangen: Weltweit werden über 850 Orgelkonzerte stattfinden. Die Barockorgel in der ganz nach französischem Vorbild erbauten Grazer Leechkirche wird erstmals nach Abschluss der Restaurierungsarbeiten an diesem Tag im Konzert erklingen.

Domorganist **Christian Iwan** und die Sopranistin **Barbara Fink** präsentieren ein Programm mit Orgelmusik und marianischen Gesängen von **Girolamo Frescobaldi**, **Georg Muffat**, **Wolfgang Amadeus Mozart** u. a.

Spenden kommen den Baumaßnahmen des „Quartier Leech“ zugute.

LITURGISCHER WOCHENPLAN

SO 19:30 **Universitätsmesse** in der Leechkirche, Zinzendorfsgasse

SO 18:15 **Messe** in der Stadtpfarrkirche, Herrengasse

SO 11:00 **Messe** in der Pfarrkirche St. Leonhard, Leonhardplatz

SO 11:30 **Messe** im Grazer Dom, Burggasse

MO 8:00 **Messe** in der Hauskapelle der Helferinnen, Leechgasse 34

DI 7:15 **Messe** in der Leechkirche, Zinzendorfsgasse mit anschl. gemeinsamem Frühstück

MI 18:00 **Gottesdienst** laut Aushang in der Leechkirche, Zinzendorfsgasse oder in der Hauskapelle des Priesterseminars, Bürgergasse 2



Wir bitten Sie um die Unterstützung unserer Arbeit mittels beigelegtem Erlagschein. Herzlichen Dank!
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700 543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

Impressum

DENKEN + GLAUBEN
Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Chefredaktion:
Mag. Harald Koberg

Redaktion:
Jennifer Brunner, MA
Mag. Martin Gsellmann
Lukas Lienhart
Mag.ª Martina Linzer
Dr. Florian Mittl
Mag.ª Gudrun Pichler
Günter Schuchloutz
Dr.ª Anna Maria Steiner
Mag. Florian Traussnig

Medieninhaber und Herausgeber:
Katholische Hochschulgemeinde Graz
MMag. Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz
Tel. 0316/32 26 28
<http://www.khg-graz.at>

Layout und Satz:
Wolfgang Rappel

Druck:
Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

Soweit es möglich war, hat die Redaktion die ©-Fragen zu den Fotos geklärt. Nicht erwähnte InhaberInnen von Bildrechten werden gebeten, sich unter steiner@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: steiner@khg-graz.at

Coverfoto:
Ed Gfrerer, Ingo Abeska, O.T., 2013.
Foto © Oberwalder

QL-CHARITY-KUNSTAUKTION SA 29. JUNI 11:00 LEECHGASSE 24



Werner Reiterer, Upgrading, 2010 (Ed. 4/6). © Reiterer

Die
für
die
von
Harald
S z e e -
mann kura-
tierte 49.

Biennale von
Venedig („Pla-
teau der Mensch-
heit“) entstandene
Foto-Arbeit „Bruch-
landungen“ von Mar-
tin Bruch wird bei der
Charity-Kunst-Auktion
für das Quartier Leech
ebenso zu erwerben sein
wie Werner Reiterers konzep-
tuelle Arbeit „Upgrading“ oder
Werke junger und arrivierter
steirischer und österreichischer
KünstlerInnen aus dem Umfeld der
KHG-Galerie wie etwa Fritz Panzer,
Richard Kriesche, Bruno Wildbach,
Michi Maier, Gerald Brettschuh, Cle-
mens Hollerer, Stefan Osterider, Zwein-
topf, Leo Zogmayer u.v.a.

Bei einer „Silent Auction“ im Rahmen eines
vormittäglichen Brunch am Samstag 29. Juni
um 11:00 Uhr in den Räumen der KHG-Galerie,
direkt auf der Baustelle QL werden die Werke
von ExpertInnen vorgestellt und können dort
ersteigert werden. Zuvor werden sie bereits auf der
Homepage präsentiert: www.quartierleech.at
Der Reinerlös kommt den Baumaßnahmen des neu
entstehenden Quartier Leech zugute! Wir danken allen
KünstlerInnen, die Werke zur Verfügung stellen und
natürlich auch jetzt schon den potenziellen KäuferInnen!

MAI 2013

www.khgg-graz.at

- MI 1** 11:00 **KIRCHWEIHFEST MARIA AM LEECH**
Festmesse mit **Weihbischof Dr. Franz Lackner**, anschl. Kirchweihfest mit Kulinarik und Musik
Leechkirche, Zinzendorfsgasse
- MO 6** 19:30 **ORGELKONZERT ZUM „WELTTAG DER ORGEL“**
Christian Iwan (Orgel) und **Barbara Fink** (Sopran) musizieren marianische Gesänge von
Girolamo Frescobaldi, Georg Muffat, Wolfgang Amadeus Mozart u. a.
Leechkirche, Zinzendorfsgasse
- SO 9** – **SO 12** **ÖSTERREICHISCHE STUDIERENDEN-STERNWALLFAHRT NACH MARIAZELL**
SO 12. MAI 11:15 **Wallfahrtsgottesdienst** in der *Basilika Mariazell*
- FR 24** 19:00 **LANGE NACHT DER KIRCHEN** (www.langenachtderkirchen.at)
Quartier Leech: gestern – heute – morgen: Gespräch mit **Diözesanbischof Dr. Egon Kapellari:**
19:00, *Baustelle QL, Leechgasse 24*
Aufführung der Barockoper SAN IGNACIO DE LOYOLA:
22:00, *Mausoleum*
(KHG in Kooperation mit Jesuitenkommunität Graz)
- SO 26** 7:30 **GEFÄNGNISGOTTESDIENST**
Kontakt und Anmeldung: **Sr. Regina Stallbaumer sa**
Weiterer Termin: DI 4. JUNI 7:30
- DI 28** 19:00 **TAIZÉ-GE BET**
Stiegenkirche
Weitere Termine: DI 25. JUN, DI 24. SEPT, jeweils 19:00

JUN 2013

www.khgg-graz.at

- SA 22** **RAUM ERLEBEN: BENEFIZSOMMERFEST ZUGUNSTEN DES QUARTIER LEECH**
ab 15:00 **Baustellenführungen** in der *Leechgasse*
18:30 **Fest** im *Priesterseminar, Bürgergasse 2*
- SO 23** 19:30 **SCHLUSSGOTTESDIENST FÜR DIE GRAZER UNIVERSITÄTEN UND HOCHSCHULEN**
mit unserem Diözesanbischof
Dom zu Graz
- SA 29** 11:00 **BENEFIZ-KUNSTAUKTION FÜR DAS QUARTIER LEECH**
Leechgasse 24

JUL 2013

www.khgg-graz.at

- SO 21** – **SO 28** **WANDEREXERZITIEN VON ST. ANDRÄ IM LAVANTTAL BIS HERMAGOR**
Begleitung, Anmeldung: **P. Albert Holz knecht SJ, Sr. Vanda Both sa**

AUG 2013

www.khgg-graz.at

- MI 21** – **DI 27** **WORKCAMP IN SIEBENBÜRGEN**
Sândominic (Csíkszentdomokos), Rumänien
Begleitung, Anmeldung: **Sr. Regina Stallbaumer sa, P. Albert Holz knecht SJ**

SEPT 2013

www.khgg-graz.at

- SO 6** 19:30 **ERÖFFNUNGSGOTTESDIENST DES AKADEMISCHEN JAHRES**
Dom zu Graz
- MO 7** 11:00 **ERÖFFNUNG „QUARTIER LEECH“**
Leechgasse 22–24
- FR 25** – **SO 27** **KHG-COMMUNITYFAHRT ZUR BIENNALE VON VENEZIG**
Anmeldung: khg-graz@khg-graz-seckau.at

zwischen

Zwischen Alt und Neu steht eine Baustelle. Und in der Zwischenzeit, während sich die KHG und das Afro-Asiatische Institut äußerlich und auch in ihrem Inneren im Umbruch befinden, gibt es für zwei Ausgaben auch eine neue Chefredaktion bei Denken+Glauben. Gerade-eben-noch- und Bald-schon-wieder-Chefin Anna Steiner nützt die Lücke zwischen dem Davor und dem Danach, um sich Zeit für Weiterbildung zu nehmen. Und mich freut es ganz besonders, gerade hier und jetzt mitarbeiten zu können, da der Staub der Baustelle um unsere Häuser weht und jeden Tag etwas neu entstanden zu sein scheint.

Harald Koberg, Chefredakteur